



Kongress am 15. September 2008
in Dortmund

Eine Kooperation der LAG Arbeit, Bildung und Kultur
und der LAG Jugendarbeit NRW

Gefördert durch

**Ministerium für Generationen,
Familie, Frauen und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen**



Zusammenstellung der Vorträge

Aneignung – kreative Gestaltung – kulturelle Produktionen

Grundthesen

- Kreative Arbeit mit Jungen geht häufig einen Weg, der über das Tun und Erleben zum Reflektieren kommt – Aktivität geht dann der Reflexion voraus, beide Aspekte sind aber aufeinander bezogen oder ineinander verwoben (und natürlich gibt es auch für Jungen primär reflexive Zugänge)
- Jungenpädagogik setzt auf die Vermittlung von Inhalten in Medien und Produkten – Medien und Produkte geben Form, Struktur und Schutz; sie ermöglichen es, etwas festzuhalten und zu präsentieren
- Jungenpädagogik bietet Jungen Gelegenheiten, ihre Lebensperspektiven zu materialisieren – in Selbstinszenierungen, in jugendkulturellem, körperlichem oder künstlerischem Ausdruck
- Kulturelle Produktionen sind auch für die begleitenden Erwachsenen eine gute Basis, um die Arbeit mit Jungen zu vergegenwärtigen, auszuwerten und zu reflektieren
- Kreativer Jungenpädagogik geht es um eine Erweiterung von Ausdrucksmöglichkeiten; sie will Jungen deshalb sinnlich und emotional ansprechen – nicht nur verbal und belehrend
- Kreative Zugänge sind für Jungen nicht nur Ausdrucks- sondern auch Eindrucksmöglichkeit; Prozess- und Produktorientierung stehen gleichberechtigt nebeneinander
- Auch wenn sie klein und unscheinbar ansetzt eröffnet kreative Jungenpädagogik für Jungen Ausdrucksmedien, um im Medium das Eigene zu entdecken und darzustellen – kreativ und originell, unverstellt und unzensiert: Es geht Vieles!

Kreative Zugänge erschließen – gerade auch für Jungen

Insbesondere die Jungenarbeit, aber auch Jungenpädagogik allgemein hat vor allem eine sportlich-erlebnispädagogische Traditionslinie. Künstlerisch-kreative, darstellende und nicht-sportlich-bewegungsorientierte Zugänge werden dagegen seltener gewählt. Gerade für Jungen könnten diese Ansätze wichtig sein, weil sie dadurch oft schneller, körperlicher und emotionaler zu erreichen sind. Viele Jungen wollen sich ausdrücken, wollen etwas Jugendkulturelles ausdrücken oder etwas herstellen. Nur Reden – selbst über die spannendsten Themen – erscheint ihnen als öde, ist über Schulerfahrungen biografisch negativ besetzt und weckt kaum das Interesse. Kreative Methoden sind ein bewährter Zugang in der explorativ-experimentellen Aneignung komplexer Themen. Dabei werden zunächst verschiedenste Erfahrungsbereiche und -ebenen, werden alle Sinne angesprochen; Körperlichkeit bleibt nicht außen vor. In der Regel bedarf es dazu eines offenen Gestaltungsprozesses, der weniger belehrend und mehr selbstgesteuert verläuft. Wenn es dabei gelingt, das Eigene darzustellen, vermitteln sich im jeweiligen Medium Kreativität und persönliche Kompetenzen mit Selbstbezügen und Lebenslagen. Im Entstehungsprozess und bei der Präsentation wird Kommunikation geübt, Medienkompetenzen entwickeln sich weiter. Kreative Gestaltungen und kulturelle Produktionen sind aber nicht nur Mittel zum Zweck, sondern haben vor allem ihren eigenen Wert.

Kulturelle Produktionen als Aneignung und Lebensbewältigung

In kreativen Gestaltungen und kulturellen Produktionen erschließen sich Jungen Lebensräume; sie eignen sich ihre Lebenswelten an. Daneben geht es darum, etwas von sich zu zeigen und darüber mit anderen in Austausch zu kommen. Kulturelle Produktionen und Selbstinszenierungen sind so für Jungen eine wichtige Form des „autonomen“ Bezugs zur eigenen Person, wie auch der Präsentation in Öffentlichkeiten und sozialen Zusammenhängen. Hier können sie experimentieren, (sich) variieren und verschiedene Möglichkeiten ausprobieren. Kulturelle Produktionen und Selbstinszenierungen ermöglichen es, sich einem äußeren und zugleich körperlichen Habitus zunächst spielerisch-experimentell anzunähern, sich mehr oder weniger dauerhaft einen speziellen Habitus anzueignen und weiterzuentwickeln oder phasenweise in einem Stil zuhause zu sein. Dabei zeigen sich auch Entwicklungs- und Übergangsthemen; im Kontrast zwischen Ideal und Realität, zwischen Selbst- und Fremdbild werden Aspekte der Balance deutlich.

Der Körper als Medium

Über Selbstinszenierungen und kulturelle Produktionen können Jungen sich integrieren, Stile und Moden mitmachen, sich gleichzeitig abgrenzen und verweigern oder ihr Eigenes finden. Dabei spielt der körperliche Ausdruck eine wichtige Rolle: Die meisten Jungen legen hohe Aufmerksamkeit auf ihr Äußeres und haben ein starkes Interesse an entsprechenden kulturellen Produktionen. Die Arbeit mit Selbstinszenierungen – z.B. in der Foto- oder Videoarbeit oder in Musik und Tanz – gehört deshalb zu den elementaren Methoden der Jungenpädagogik. Die hintergründige Fragestellung lautet dabei z.B.: Wie möchte ich von anderen gesehen und wahrgenommen werden? Und wie sehen mich die anderen? Diese „großen“ Themen stehen aber nicht permanent und penetrant im Vordergrund; ein großer Teil von Auseinandersetzung und persönlicher Weiterentwicklung ergibt sich fast beiläufig in der Arbeit in gemeinsamen Projekten.

Partizipation und mediale Inklusion

Funktion von Medien im weitesten Sinn ist es, zu integrieren und Öffentlichkeit herzustellen. Auch kulturelle Produktionen von Jungen erleichtern entsprechende mediale Integration und ein Indikator für Inklusion. Über eine gelungene „öffentliche“ Präsentation entstehen positive Identifikation, Resonanz und Anerkennung. Bei den meisten Jugendkunst- und -theaterprojekten finden sich allerdings weniger Jungen. Gerade auch Jungen mit Behinderungserfahrungen kommen bislang wenig in der Medien- und Theaterpädagogik vor. Eine stärkere Ansprache und Beteiligung von Jungen ist notwendig, wenn ihnen dieser tendenziell vorenthaltene Bereich erschlossen werden soll. Das Ziel ist es, Jungen mit und ohne Behinderungserfahrung sichtbar zu machen, etwas von den Jungen zu sehen, Spuren zu hinterlassen. Entsprechende Projekte ermöglichen Jungen neue Formen von Partizipation und Lernen. Partizipation bedeutet, Formen der Beteiligung zu schaffen, an denen sich alle beteiligen können. Lernen heißt mit Welt umgehen, sie aneignen und gestalten. Kreative und darstellende Zugänge erlauben es außerdem, in andere, vielleicht ungewohnte und neue Rollen zu schlüpfen und dabei eigene Grenzen zu erweitern. Umgekehrt ist aber auch darauf zu achten, dass ein Medium immer auch begrenzt – was in der Arbeit mit Jungen und Jungthemen (zum Beispiel Größenphantasien) auch ein Vorteil sein, das heißt konzentrieren und integrieren kann. Die richtige Auswahl des Zugangs (Tanz, Theater, Zirkus, Video, Inter-

net, Malerei usw.) ist deshalb genauso wichtig wie die Bestimmung der Dimensionen: Auch „Miniprojekte“ sind möglich und wichtig.

Literaturhinweise

Neubauer, G./Winter, R.: So geht Jungenarbeit. Geschlechterbezogene Entwicklung von Jugendhilfe. Berlin 2001

Sturzenhecker, B./Winter, R. (Hg.): Praxis der Jungenarbeit. Modelle, Methoden und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern. Weinheim und München 2005

Winter, R./Neubauer, G.: Dies und Das! Das Variablenmodell "balanciertes Junge- und Mannsein" als Grundlage für die pädagogische Arbeit mit Jungen und Männern. Tübingen 2001

Wir bitten, aus diesem Text wie folgt zu zitieren:

Neubauer, Gunter: Aneignung – kreative Gestaltung – kulturelle Produktionen. Basistext VI aus der Reihe: Jo Jerg, Gunter Neubauer, Harald Sickinger: Basistexte zur inklusionsorientierten Jungenpädagogik. Veröffentlicht im Internet unter: www.pfunzkerle.de/bodyzone.htm. Stand: 1. Oktober 2006.

Was lässt Jungenkulturarbeit gelingen? 10 Hinweise aus der Praxis

Harald Sickinger, SOWIT

1. Balancierte Produktorientierung

Die Produktionen sollen den Interessen und Möglichkeiten der Produzenten angemessen sein. Die Orientierung auf das Ergebnis soll dem Handeln eine Struktur geben, aber die Produktorientierung soll immer dem Produktionsprozess dienen, denn diese Prozesse sind das lebendige Leben und die Kulturprodukte sein Ausdruck.

2. Jungen kennen lernen

„Es gab da so ein Vorgespräch, also ich wollte bevor das so richtig losgeht einfach mal die Gruppe kennen lernen und auch die Räume kennen lernen, aber natürlich vor allem die Jungs kennen lernen um einschätzen zu können, was kann ich jetzt wirklich genau mit ihnen machen, welche Voraussetzungen haben sie?“ Das Vorgehen, das hier der Anleiter des Radioprojekts „Meine Bodystory“ beschreibt, hat sich im Zusammenhang mit Jungenkulturarbeit insgesamt bewährt – und ist nicht zuletzt auch notwendig, um die Anpassung der Konzepte an die Interessen und Möglichkeiten der Jungen zu gewährleisten.

3. Themen und Impulse von Jungen aufgreifen und weiterentwickeln

Kulturarbeit mit Jungen kann gelingen, wenn sie mit den Themen von Jungen arbeitet, mit dem, was von ihnen kommt – und das dann entwickelt und vielleicht auch verstärkt, wie es zum Beispiel der Anleiter im Performance-Projekt „Das Auge isst mit“ getan hat, als er mitschrieb, wenn Jungen über ihre Gefühle beim Ansprechen eines Mädchens berichteten. Und wenn dann aus diesen Notaten Theaterszenen entwickelt wurden.

4. Mit Jungenphantasien arbeiten

Die Arbeit mit Träumen und Phantasien – auch Größenphantasien – von Jungen kann eine Form der Wertschätzung sein und öffnet Zugänge. Sie kann wichtige Entwicklungsimpulse für die Jungen und für die Beziehungen zu ihnen geben.

5. Suchprozesse nach angemessenen Artikulationsmöglichkeiten ermöglichen

Kulturelle Produktionen brauchen genug methodische Offenheit, damit jeder Junge seine Artikulationsmöglichkeiten suchen und vielleicht auch finden kann. Für einen Schauspieler, der seinen Text nicht sprechen mag, kann zum Beispiel das Singen eine Befreiungsmöglichkeit sein – eine Selbstbefreiungsmöglichkeit, wenn er wie im Projekt „Das Auge isst mit“ selbst darauf kommt.

6. Rollen wechseln

Eine große Chance von Kulturarbeit besteht darin, dass fest gefügte und entwicklungshemmende Muster auf spielerische Weise aufgeweicht oder erweitert werden können. Jungen treten dann in einem strukturierten Rahmen aus ihren gewohnten Rollen heraus und probieren etwas anderes aus. Mit Rollen zu spielen kann laute Jungen mal leise werden lassen und weniger auffällige Jungen treten plötzlich in den Vordergrund, wie im Videoprojekt „Angemacht“: Einige Hauptdarsteller in den Kurzspielfilmen waren im Alltag eher zurückhaltende Jungen. Rollenspiel kann aber auch heißen, dass Jungen nicht zwangsläufig immer – wie es uns als Denkmuster begegnet ist – selbständig arbeiten müssen und zwangsläufig den Part der aktiv Medienschaffenden geben müssen. Wir haben auch positive Erfahrungen mit Jungen gemacht, die interviewt wurden, die von sich berichteten – und andere haben daraus im Wechselspiel mit ihnen etwas gemacht: Die Plakatausstellung über Lebensträume ist so entstanden, dazu biografische Portraits über einzelne Jungen und ein Film über Körperbilder von Jungen

Was lässt Jungenkulturarbeit gelingen? 10 Hinweise aus der Praxis

Harald Sickinger, SOWIT

7. Distanzmittel nutzen – Nähe ermöglichen

Medien können Jungen als Distanzmittel Möglichkeiten bieten, sich selbst zu thematisieren, ohne sich gleich auf eine für sie unangemessene Weise zu öffnen. Die „Angemacht“-Spielfilme sind hierfür ein Beispiel oder auch die Transformation von Gefühlen in den Geschmacksbereich im Performance-Projekt „Das Auge isst mit“. Solche Abstraktionen können für das Publikum anregend sein und gleichzeitig den Jungen Schutz bieten. Wir haben immer wieder die Erfahrung machen können, dass sich Jungen im Schutz des „ich kann mich zeigen, aber so wie es passt“ öffnen und Nähe suchen. Häufig war das ein wichtiger Teil des Produktionsprozesses von kulturellen Produktionen und es hat sich als ausgesprochen produktiv erwiesen, auch diesem Teil Zeit und Aufmerksamkeit zu widmen.

8. Raum und Zeit für Spontaneität schaffen

Zu den schönsten Erfahrungen unserer Kulturarbeit gehörte es, dass Jungen ihre Energie und Lebendigkeit entfalten und dass andere – insbesondere auch Erwachsene – diese Lebendigkeit spüren konnten. Damit sich diese Lebendigkeit entfalten kann, braucht es einen anregenden Rahmen. Requisiten können dabei helfen, auch Räume etwa außerhalb der Schule oder Einrichtung – und ein wenig Gespür. Ein Beispiel: Für einen der „Angemacht“-Videos hatten sich die 13- und 14-jährigen Filmproduzenten vorgenommen, selbst zu rappen. Das Schreiben der Texte fiel ihnen schwer, ging fast quälend langsam voran. Auch die entsprechende Szene im Film lässt erkennen, dass sich die Jungen viel weniger gelöst gefühlt hatten als in einer anderen Szene kurz danach: Sie sitzen in der Besenkammer und rappen improvisiert und sprühen vor Energie und Leben. Die Idee für diese Sequenz war spontan während des Schneidens entstanden. – Solche Momente geben kulturellen Produktionen eine besondere Qualität, man kann sie als Anleiter oder Anleiterin nicht herbeiplanen, aber man kann ihnen Raum bieten und offen dafür sein.

9. Kulturarbeit in den institutionellen Regelangeboten verankern

„Also mein Ansatz wäre eher zu sagen, man müsste da gucken, dass man medienpädagogische Angebote von der Spielwiese runter nimmt und sie in einen institutionellen Rahmen einbettet weil das aus verschiedener Hinsicht Sinn machen könnte.“ Was hier der Anleiter des Radioprojekts „Meine Bodystory“ in Bezug auf medienpädagogisches Arbeiten formuliert hat, gilt auch ganz allgemein für kulturelle Produktionen: Durch ihre Einbindung in eine verbindliche institutionelle Praxis wird ihr pädagogischer und gesellschaftlicher Wert erhöht. Wenn Kulturarbeit hauptsächlich in den Freizeitbereich delegiert wird, wie wir es im Kontakt mit vielen Institutionen immer wieder erlebt haben, dann bleiben sie für Jungen und vor allem auch für Institutionen unverbindlich – und viele Möglichkeiten, die sie bieten, bleiben ungenutzt. Das heißt zum Beispiel, dass geschlechtsbezogene kulturelle Produktionen noch mehr als Teil einer verbindlichen Unterrichts- und Bildungsstruktur verankert werden müssen, um die Potenziale von Kulturarbeit für Jungen sowie ihre Entwicklungsbegleiterinnen und Entwicklungsbegleiter nachhaltig fruchtbar zu machen.

10. Kulturorientierung mit Lebensweltorientierung „erden“

Kulturelle Produktionen sind ein möglicher Ansatz für jugendpädagogisches Arbeiten. Erst im Zusammenwirken mit anderen Ansätzen und eingebunden in die lebensweltlichen Orientierungen werden sie für Jungen produktiv. Kulturarbeit ist kein allein seligmachendes Prinzip: Zum Beispiel haben im Projekt „Das Auge ist mit“ die Theaterübungen mit Jungen – insbesondere die bewegungsorientierten – einiges in Gang gebracht. *„Am besten funktioniert hat aber das gemeinsame Kochen“* berichtet aber der Theaterpädagoge, der das Projekt angeleitet hat.

Jungen als Künstler: Kulturelle Produktionen von Jungen zwischen Selbstbezug, Konsum und Pädagogik

Gunter Neubauer



1. Prototypen und mediale Niederschläge
2. Kunst und Kultur – und das Geschlecht
3. Zwischen Konsum und Produktion
4. Praxisbeispiele
5. Identität und Selbstbezug

1. Prototypen und mediale Niederschläge

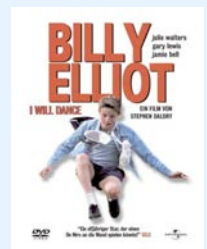
öffentlich-politische Wahrnehmung:

1. Kulturarbeit = Arbeit am neuen Mann
2. Kulturarbeit = Chance für Benachteiligte
3. Kulturarbeit zur Sozialintegration?
4. Kulturarbeit = „Klassik trifft auf Rap“
(Crossover zwischen Hochkultur und Jugend-/Subkultur)
(Erwachsenensicht – nicht jugendkulturell!)

Kulturarbeit = Arbeit am neuen Mann

Billy Elliot – I Will Dance (2000)

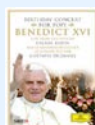
Billy wird vom Vater zum Boxunterricht geschickt, fühlt sich dort aber sichtlich unwohl. Zufällig gerät er in eine Ballettstunde, wo sein Talent erkannt wird. Auch Billy erkennt, dass das seine Welt ist, was zu familiären Konflikten führt. Nur Billys bester Freund Michael, der sich als homosexuell outet, hält zu ihm. Unter Widerständen geht er zum Vortanzen und erhält wider Erwarten ein Stipendium. Zuletzt hat er seinen ersten großen Auftritt als Solotänzer in Tschaikowskis Schwanensee – unter Anteilnahme der Eltern.



Kulturarbeit = Chance für Benachteiligte

Gustavo Dudamel

- Absolvent des Förderprogramms „Sistema de Orquestas Juveniles de Venezuela“
- Chefdirigent „Sinfonica de la Juventud Venezolana Simon Bolivar“ (Simon-Bolivar-Jugendorchester)



Kulturarbeit zur Sozialintegration?

RHYTHM IS IT!

Im Februar 2003 beginnen die Berliner Philharmoniker und ihr Chefdirigent Sir Simon Rattle ein Projekt mit 250 Kindern und Jugendlichen – zumeist aus Berliner Problemschulen – aus 25 Nationen. Nach Anleitung des Choreografen und Tanzpädagogen Royston Maldoom proben sie die Aufführung von Igor Strawinskys Ballett Le sacre du printemps und bringen es in nur sechs Wochen zur Aufführung.

3 (bzw. 5) Protagonisten im Film:
Martin ♂, Olayinka ♂, Marie ♀
(+ Royston + Sir Simon)



Kulturarbeit zur Sozialintegration?



"JungenArt - Jungen Kunst Identität" Dortmund 15.09.08

Respekt und Ruhe: Arbeitsprinzipien bei Royston Maldoom (Exkurs)

- **Fokus:** „Fokussieren muss jeder, der auf der Bühne steht, aber eigentlich sollten wir es alle lernen.“
 - **Ruhe und Stille:** „Das Leben ist bewegt und laut, ich versuche daher, einen Punkt zu finden, von dem aus Entwicklung erst möglich wird. Und um den eigenen Körper wahrzunehmen muss es einfach still sein.“
 - **Respekt:** „...vor der eigenen Leistung, vor den Versuchen der anderen, vor der Herausforderung durch das Werk, die Aufgabe, und vor der Disziplin.“
 - **Disziplin:** „Jede künstlerische Disziplin darüber.“
- => Ritual- und Initiationscharakter?!



Kulturarbeit = „Klassik trifft auf Rap“



"JungenArt - Jungen Kunst Identität" Dortmund 15.09.08

DER SCHREI: das SWR Musikprojekt

Ein Schrei....
....kann Angst, Wut, Schmerz, Lust, Freude, Begeisterung ausdrücken, klingt mal schrill, mal volltönend, bleibt manchmal gar unhörbar.

....ist ein Klang und damit auch ein musikalischer Ausdruck und das faszinierende Thema für ein in seiner Form bislang einmaliges Projekt:

DER SCHREI!!

Das SWR Musikprojekt mit 1000 Jugendlichen und dem SWR Sinfonieorchester

www.der-schrei.com



2. Kunst und Kultur – und das Geschlecht



"JungenArt - Jungen Kunst Identität" Dortmund 15.09.08

Kunst oder Kulturarbeit?

- „Kunst ist Kunst – und alles andere ist alles andere.“ (Warhol)
- Kultur = menschliche Erfindungen, die durch soziales Lernen verbreitet werden

Genderaspekte...

- „Alle Künste sind Erfindungen der Männer.“ (Voltaire)
- Die Künste sind weiblich – die Hochkultur ist männlich.
- Zuschreibung: Kunst braucht „weibliche“ Sensitivität und Emotionalität – „Jeder ist ein Künstler.“ (Beuys)

Gibt es „männliche“ Künste?

- klassischer Kanon: Architektur, Skulptur, Malerei, Poesie, Musik, Tanz, Schauspielkunst
- Was fehlt – z.B. Medienkunst, Kochkunst, Lebenskunst (???)
- Thema: Differenz zwischen Anspruch und Können

2. Kunst und Kultur – und das Geschlecht



"JungenArt - Jungen Kunst Identität" Dortmund 15.09.08

Erfahrungswerte „pädagogisch“

- „weibliche“ Besuchs- und Beschäftigten-Struktur im Bereich kulturelle Jugendbildung, Büchereien, Jugendkunst- und Jugendmusikschulen, Kunstvermittlung usw.
- weniger Teilnahme am kulturellen Leben: mehr Besucherinnen als Besucher, mehr Mitarbeiterinnen als Mitarbeiter
- wenig Geschlechterreflexion und -bewusstsein (als Qualität)

Erfahrungswerte „künstlerisch“

- Es geht „ständig“ ums Geschlecht – aber:
- reflektierte Geschlechterzugänge und -bezüge sind schwierig
- ...wollen keine Zielgruppe, sondern irgendwie „alle“ erreichen
- (biologisch) Geschlechtsspezifisches wird gesucht bzw. vermieden
- Gender-Zugang eher neu und unbekannt

2. Kunst und Kultur – und das Geschlecht



"JungenArt - Jungen Kunst Identität" Dortmund 15.09.08

Klärungen

- Kunst/Kultur hat kein Geschlecht – das gilt auch für künstlerisch-ästhetische Produktionen –, sondern einen geschlechterbezogenen Kontext (gesellschaftlich, pädagogisch, marktförmig usw.)
- Es gibt keine geschlechtsspezifische, sondern allenfalls geschlechterbezogene Kulturarbeit (Gender-Ansatz)
- Dabei geht es nicht um das biologische Geschlecht, sondern um kulturelle Männlichkeiten, um kulturelles Mannsein sowie dessen kulturelle Produktion und Thematisierung

Gibt es eine „männliche“ Ästhetik?

- Jungen- und Männerthemen...
- Jungen- und Männerphantasien...
...in künstlerisch-kulturellen Produktionen
...in Aneignung, Bewertung und Kritik



3. Zwischen Konsum und Produktion



"JungenArt - Jungen Kunst Identität" Dortmund 15.09.08

Jungen erreichen

- jugendkulturell ist eher Konsum als Produktion angesagt
- zugleich Statusthema: Erwachsensein = konsumieren können
- Zugangsschwierigkeiten im Freiwilligkeitssetting – und im verbindlichen Setting, aber auch Chancen und Resonanz

„Homo faber“ – der schaffende Mensch

- Prozess oder Produkt? Produkt gibt Struktur und ermöglicht etwas
- Intimität und Öffentlichkeit: Publikum macht's ernst
- unterhalten, belehren, bewegen (delectare, prodesse et movere)

Kunst ist Kunst – und Jungenarbeit ist Jungenarbeit

- Bildung und Kultivierung: ja – Funktionalisierung: nein
- Jungenarbeit als Kunst: keine „Um-zu-Jungenarbeit“ (Prävention, Sozialintegration, Rekrutierung; Sex, Sucht, Gewalt)

3. Zwischen Konsum und Produktion



"JungenArt - Jungen Kunst Identität" Dortmund 15.09.08

Der Bildungswert der Kunst in der „Bildungsrepublik“

„Durch Kunst kann man nicht unmittelbar und materiell für etwas, etwa den künftigen Beruf gebildet werden. Der Bildungswert der Kunst wurzelt in einer tieferen Schicht.“ (SZ 23.08.09)

- **Deutschland:** Jugendberufshilfe orientiert sich an „Beschäftigungsfähigkeit“ und Vermittlungsquote
- **Großbritannien:** Es geht tatsächlich um Lebenskompetenz und -orientierung (Beispiel: Band-Projekte)
- **Beispiel „Future-Mobil“:** Kfz-Technik und Theaterprojekt „Arbeit – Freizeit – Liebe“



4. Praxisbeispiele



"JungenArt - Jungen Kunst Identität" Dortmund 15.09.08

- **Schwere Jungs drehen einen Gangsterfilm!**
- **Videoprojekt „Angemacht“**
- **Video-Tagebücher, FutureBoyz**
- **Projekt „Neue Medien und Theater“**
- **RadioBoyz: Meine Bodystory**
- **Theater: Performanceprojekt „Das Auge isst mit“**
- **Journalismus: Bravissimo – die andere Bravo**
- **„Selbstportraits“ – interaktive Biografiearbeit**
- **Plakataktion „Lebensträume“**

5. Identität und Selbstbezug



"JungenArt - Jungen Kunst Identität" Dortmund 15.09.08

Was bringt künstlerisches Tun für Jungen, was suchen und finden sie dabei?

mögliche Orientierungen beteiligter Erwachsener:

- Arbeit am neuen Mann
- Chance für Benachteiligte
- Sozialintegration
- „Klassik trifft auf Rap“
- Prävention
- Rekrutierung
- Kultivierung, Bildung, „Identitätsarbeit“

⇒ *künstlerisches Tun als Eigenwert?! ohne Funktion und Zweck?!*
⇒ *kulturelle Äußerungen von Jungen als Kultur wahrnehmen!*
⇒ *Eigenleben jugendkultureller Szenen respektieren!*

5. Identität und Selbstbezug



"JungenArt - Jungen Kunst Identität" Dortmund 15.09.08

Was bringt künstlerisches Tun für Jungen, was suchen und finden sie dabei?

- über Tun und Erleben (auch) zu Reflexion und Selbstbezug
- Jungenarbeit/Jungenpädagogik: Reflektieren + Reden + Bewusstsein erscheint oft wichtiger als das Tun...
- sinnlich und emotional angesprochen werden, nicht nur verbal und belehrend
- Erweiterung von Ausdrucksmöglichkeiten
- kulturelle Offenheit, soziale und Bildungsressource
- kulturelle Kompetenz: Interesse, Partizipation, Kritik, Distanz
- Identitätssegmente: ich bin nicht nur der, sondern auch der...
- sich in Medien und Produkten vermitteln: etwas materialisieren und präsentieren, Erfahrung der Selbstwirksamkeit
- das „Eigene“ entdecken und darstellen – kreativ und originell, unverstellt und unzensiert

5. Identität und Selbstbezug



"JungenArt - Jungen Kunst Identität" Dortmund 15.09.08

Was lässt Jungenkulturarbeit gelingen? 10 Hinweise aus der Praxis von „bo(d)yzone“

1. *balancierte Produktorientierung*
2. *Jungen kennen lernen*
3. *Themen und Impulse von Jungen aufgreifen und weiterentwickeln*
4. *mit Jungenphantasien arbeiten*
5. *Suchprozesse nach angemessenen Artikulationsmöglichkeiten ermöglichen*
6. *Rollen wechseln*
7. *Distanzmittel nutzen – Nähe ermöglichen*
8. *Raum und Zeit für Spontaneität schaffen*
9. *Kulturarbeit in den institutionellen Regelangeboten verankern*
10. *Kulturorientierung mit Lebensweltorientierung „erden“*

Ein schmaler Grat...



"JungenArt - Jungen Kunst Identität" Dortmund 15.09.08

Alles über den Künstler

*Der Künstler geht auf dünnem Eis.
Erschafft er Kunst? Baut er nur Scheiß?*

*Der Künstler läuft auf dunkler Bahn.
Trägt sie zum Ruhm? Führt sie zum Wahn?*

*Der Künstler stürzt in freiem Fall.
Als Stein ins Nichts? Als Stern ins All?*

Robert Gernhardt (1937 - 2006)



Jungen – moderner als ihre Väter?

Ergebnisse einer Befragung

Häufig wird beklagt, dass es nur wenige „neue“ Männer gibt – Männer, die in der Lage sind, ihre Gefühle, auch wenn sie mit Schwäche verbunden sind, zu äußern; Männer, die bereit sind, sich nicht nur im Beruf, sondern auch in ihre Beziehung gestaltend einzubringen und die Aufgaben des Alltags, insbesondere die Verantwortung für die Kindererziehung, mit ihren Partnerinnen gleichberechtigt zu teilen; Männer, die dafür auch im Berufsleben ggf. einmal zurückstecken; „neue“ Männer also, an denen sich die Jungen von heute orientieren können. Wie jedoch sehen sich die Jungen selbst? Dies war Gegenstand der Dortmunder Jungen-Studie, für die 1.635 Jungen im Alter von 14 bis 16 Jahren befragt wurden.

Befragungsinstrument war ein Fragebogen mit geschlossenen Fragen, die zum Teil durch offene Antworten ergänzt werden konnten. Die Befragung fand im Schuljahr 2004/05 in verschiedenen Schulformen der Sekundarstufe I in Dortmund statt und wurde von Arne Niederbacher und Peter Zimmermann (TU Dortmund) durchgeführt. An der Studie waren außerdem Barbara Koch-Priewe (Universität Bielefeld) und Annette Textor (z.Z. Universität Oldenburg) beteiligt (vgl. Koch-Priewe u.a. 2009).

Es wurden Fragen gestellt

- zum Freizeitverhalten, insbesondere zu den Freizeitbeschäftigungen der Jungen sowie dazu, ob sie sich einem Verein oder einer Szene zugehörig fühlen,
- zur Selbstwahrnehmung der Jungen, insbesondere zu ihren Männer- und Frauenbildern, ihren Vorbildern und ihren Lebenszielen,
- zu ihrer Einstellung zu Beziehungen; d.h. zu ihren Freundschaften, ihrer Einstellung zu Sexualität und Familie, zu ihrer Beziehung zu ihrem Vater sowie zu ihrer Einstellung zu Gewalt und
- zu ihren Schulerfahrungen, insbesondere zu ihrer Einstellung zu Mädchen im Unterricht und zu ihrem schulischen Selbstkonzept.

Außerdem wurden die Schulform, die die Jungen besuchen, ihr sozialer Hintergrund, der Bildungshintergrund der Eltern und ggf. der Migrationshintergrund der Jungen erfasst. Die Daten zum Bildungshintergrund der Eltern sind aber nur begrenzt aussagekräftig, da viele Jungen den Bildungshintergrund ihrer Eltern nicht angeben konnten oder wollten.

1. Zur Stichprobe

Die Verteilung auf die Schulformen – etwa gleich viele Schüler auf Haupt-, Gesamt- und Realschulen (jeweils 22% bzw. 23%) und etwas mehr Schüler auf Gymnasien (26%; vgl. Abb. 1) – ist in etwa repräsentativ für den Dortmunder Raum. Allerdings gibt es für die Förderschulen¹ im Dortmunder Raum keine Vergleichszahlen, sodass nicht abgeschätzt werden kann, ob der Anteil der Förderschüler in unserer Stichprobe ebenfalls repräsentativ ist. Aus den Angaben der KMK geht hervor, dass in Deutschland 2,7% und in NRW 2,3% der Schüler Förderung im Bereich „Lernen“ bekommen, sodass der Anteil der Förderschüler, der in unserer Stichprobe 7% beträgt, als relativ hoch eingeschätzt werden muss (vgl. KMK 2008, S. XIf.).

¹ Die Förderschulen hatten sämtlich den Förderschwerpunkt Lernen.

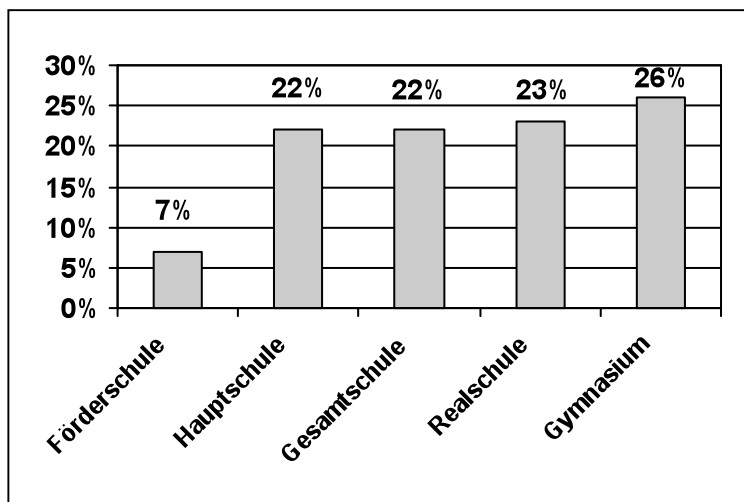


Abb. 1: Verteilung der Jungen auf die Schulformen ($N = 1.365$)

Auch zum Migrationshintergrund der Schüler liegen Daten vor: 619 der 1.635 befragten Jungen (39%) haben Eltern, die aus dem Ausland eingewandert sind, zum Teil sind sie auch selbst mit eingewandert. Zieht man statt des Geburtslandes der Eltern die Staatsangehörigkeit der Jungen oder die Sprache, die diese vorwiegend zu Hause sprechen, als Kriterium für einen Migrationshintergrund heran, haben 20% der Jungen einen Migrationshintergrund.

2. Nicht ohne meinen Rechner, oder: Freizeitbeschäftigungen der Jungen

Auf die Frage, was sie am liebsten in ihrer Freizeit unternehmen, geben die meisten Jungen an, dass sie gerne Musik hören (62% im Alltag bzw. 3% am Wochenende), Fernsehen (54% bzw. 8%), Computerspiele spielen (50% bzw. 13%), mit Freunde rumhängen (50% bzw. 10%) oder im Internet surfen (43% bzw. 15%, vgl. Abb. 2). Allerdings werden auch „Sport“ (37% bzw. 14%) und „Fußballspielen“ (27% bzw. 15%; nicht in der Abbildung) relativ häufig genannt, sodass davon ausgegangen werden kann, dass zumindest ein größerer Teil der Jungen die Freizeit auch körperlich aktiv gestaltet. Weit abgeschlagen sind dagegen kulturelle Tätigkeiten wie Lesen, Musik machen oder Konzerte besuchen.

Weitere Aktivitäten, die aus Platzgründen in der Grafik nicht aufgeführt sind, die aber auch als Antwortmöglichkeiten zur Verfügung standen, sind:

- Essen gehen (28% bzw. 22%),
- Videos gucken (27% bzw. 34%),
- flirten (21% bzw. 18%),
- shoppen (20% bzw. 27%),
- mit Freundin treffen (18% bzw. 8%),
- ein Jugendzentrum besuchen (15% bzw. 8%),
- alleine herumhängen (12% bzw. 5%),
- jobben (9% bzw. 11%),
- Skateboard/ Inliner fahren (7% bzw. 11%) und
- handeln (7% bzw. 4%).

Im Vergleich mit der Vorläuferbefragung von 1995 (vgl. Zimmermann 1998) beschäftigen sich die Jungen heute häufiger mit dem Computer, dafür geben weniger Jungen an, dass sie

gerne Videos und DVDs gucken. Auch der Anteil der Jungen, die in ihrer Freizeit am liebsten Sport treiben, ist gesunken.

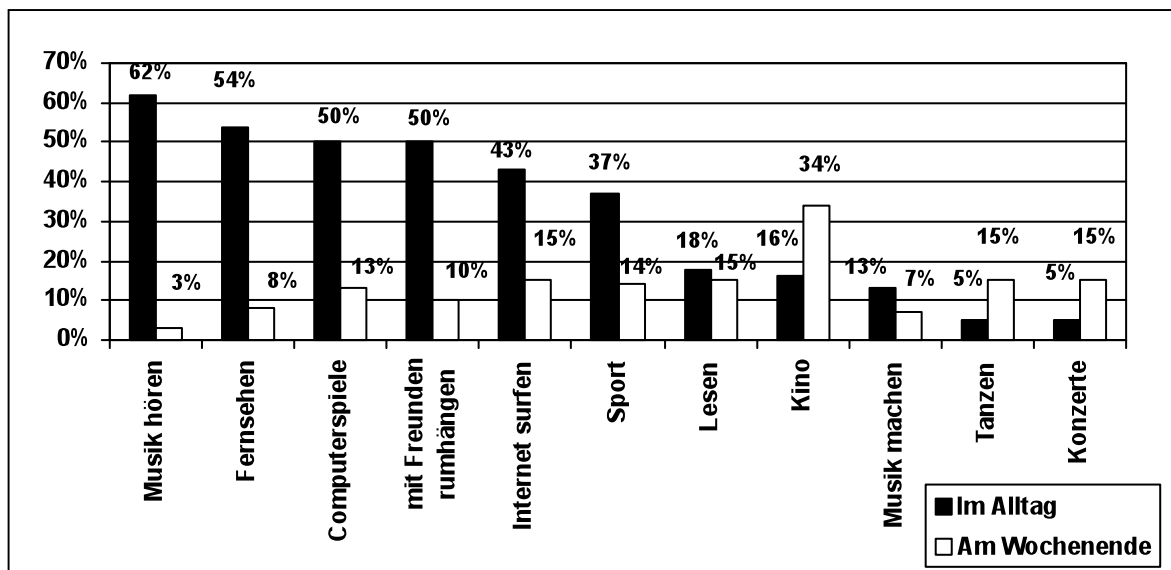


Abb. 2: Ausgewählte Freizeitbeschäftigungen von Jungen (Mehrfachnennungen möglich).

Ein ähnliches Bild zeigen auch die Lesevorlieben und die Angaben zur Szenezugehörigkeit: Ein relativ großer Anteil der Jungen gibt – quer durch alle Schulformen – an, dass sie am liebsten Computerzeitschriften lesen (40% der Nennungen; bis zu vier Nennungen möglich), gefolgt von Tageszeitungen (34%) und Sportzeitschriften (32%). Nur 12% der Jungen geben an, dass sie gar nicht lesen.

Auch bei den Szenen ist die „LAN-Szene“², zu der sich immerhin 14% der Jungen zugehörig fühlen, die beliebteste Szene; gefolgt von der „Graffitiszene“ und der „Hip-Hop-Szene“ (jeweils 6%; vgl. Abb. 3). Insgesamt geben 55% der Jungen an, sich einer Szene zugehörig zu fühlen. Das scheint wenig zu sein, ist aber gemessen daran, dass der Altersschwerpunkt bei so genannten „Szene-Gängern“ eigentlich eher zwischen 18 und 25 Jahren liegt (vgl. Hitzler et al. 2005), ein relativ hoher Wert.

Insgesamt lässt sich also festhalten, dass die Beschäftigung mit dem Computer und mit dem Internet sowie fernsehen und Musik hören eine große Bedeutung für die Jungen haben. Dies sind alles relativ leicht zu organisierende Tätigkeiten, die – im Unterschied beispielsweise zur Mitgliedschaft in Vereinen – nur ein geringes Maß an Verpflichtung mit sich bringen und daher aus Sicht der Jungen alltagstauglich zu sein scheinen. Freizeitbeschäftigungen, die auf einer regelmäßigen Verpflichtung beruhen, spielen demgegenüber eine geringere Rolle. Die Jungen bevorzugen es offensichtlich, ihre Freizeit in eigener Regie, losgelöst von zeitlichen oder örtlichen (Rahmen-) Vorgaben zu gestalten und zu organisieren.

² LAN steht für „Local Area Network“; also für ein lokal begrenztes Netzwerk, das nur bestimmten, beteiligten Personen offen steht. In diesen Netzwerken können z.B. Computerspiele mit- und gegeneinander gespielt werden.

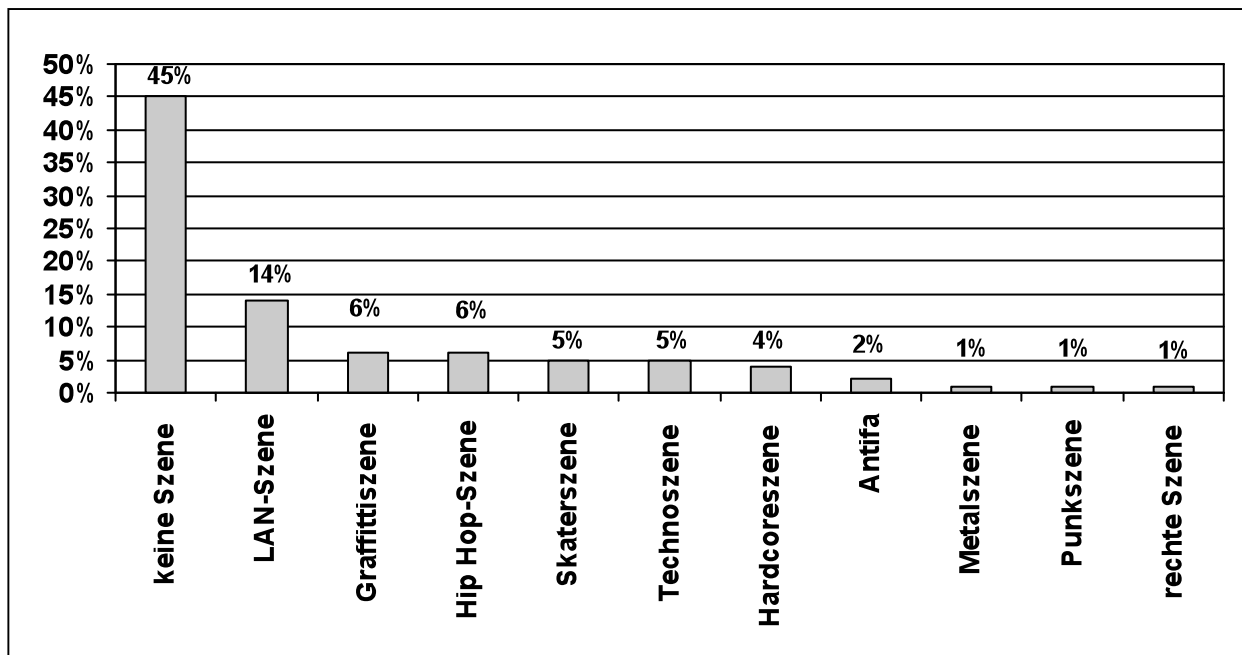


Abb. 3: Szenezugehörigkeit der Jungen (Mehrfachnennung möglich; $N = 1.635$)

3. Mir geht's gut: Das Lebensgefühl der Jungen

Zu ihrem Lebensgefühl befragt, geben die meisten Jungen an, dass sie „gut gelaunt“ (48%) oder „zufrieden“ (36%) sind (vgl. Abb. 4). Als traurig bzw. „schlecht drauf“ oder als unzufrieden bezeichnen sich nur wenige Jungen (insgesamt 9%).

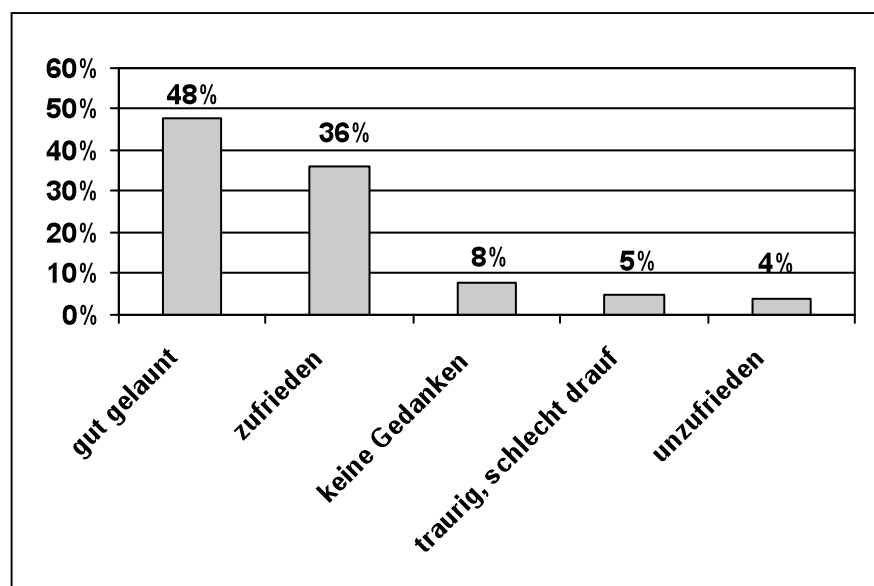


Abb. 4: Das Lebensgefühl der Jungen ($N=1543$)

Dies ist insofern nicht ungewöhnlich, als dass dieses insgesamt positive Lebensgefühl auch in anderen Studien festzustellen ist. So äußern sich beispielsweise männliche Jugendliche wesentlich positiver zu ihrer körperlichen Entwicklung in der Pubertät als Mädchen (vgl. Neubauer 1989, S. 522); infolgedessen weisen sie oft ein höheres Selbstvertrauen auf und akzeptieren auch eher ihren Körper bzw. sich selbst. Zu berücksichtigen ist allerdings, dass

die Daten von Neubauer schon etwas älter sind; die Zufriedenheit der Jungen mit ihrem Körper kann mit zunehmender Betonung des guten Aussehens auch bei Männern mittlerweile etwas abgenommen haben. Auch neuere Studien zeigen allerdings, dass Jungen deutlich günstigeres Leistungsselbstkonzept haben als Mädchen (z.B. Krüger/ Kötters 1999; Rustemeyer/ Jubel 1996); dies könnte ebenfalls zu einer relativ hohen Lebenszufriedenheit führen.

Auf die Frage, was ihr wichtigstes Ziel im Leben ist, antworten die meisten Jungen, dass dieses wichtigste Ziel in einer harmonischen Familie (34%) bzw. in Reichtum und Wohlstand (28%) besteht (vgl. Abb. 5). Andere Ziele, die explizit auf Erfolg im Beruf ausgerichtet sind oder ein möglichst hohes Ausmaß an Komfort in den Blick nehmen, werden deutlich seltener genannt. 91% der Jungen sind überdies der Auffassung, dass sich ihr Ziel auch verwirklichen lässt. Zu berücksichtigen ist, dass die Nennung dieser Ziele keine Aussage darüber enthält, wie die Jungen glauben, ihre Ziele erreichen zu können: So schließen sich beispielsweise Harmonie und eine klassische Rollenverteilung in der Familie nicht gegenseitig aus.

Dennoch ist hier ein Widerspruch zu vergleichbaren Studien (z.B. Raithel 2005, S. 154) festzustellen: In dieser Studie, die auf Gruppendiskussionen beruht, war den ca. 250 befragten Jungen „selbständiges Denken und Handeln“ am wichtigsten; eine „glückliche Partnerschaft“ hatte für sie eine geringere Bedeutung. Unseren Jungen ist es dagegen wichtig, in einer harmonischen Familie zu leben, in der es weder emotional noch materiell Grund zur Sorge gibt – womöglich, weil zumindest ein Teil der Jungen eine solche harmonische Familie im Alltag vermisst. Dieses Ergebnis lässt vermuten, dass sich die Wünsche von Jungen und die Wünsche von Mädchen im Hinblick auf ihre Lebensentwürfe nicht mehr sehr unterscheiden und dass dann auch eine eher partnerschaftliche Arbeitsteilung in der Familie möglich wird.

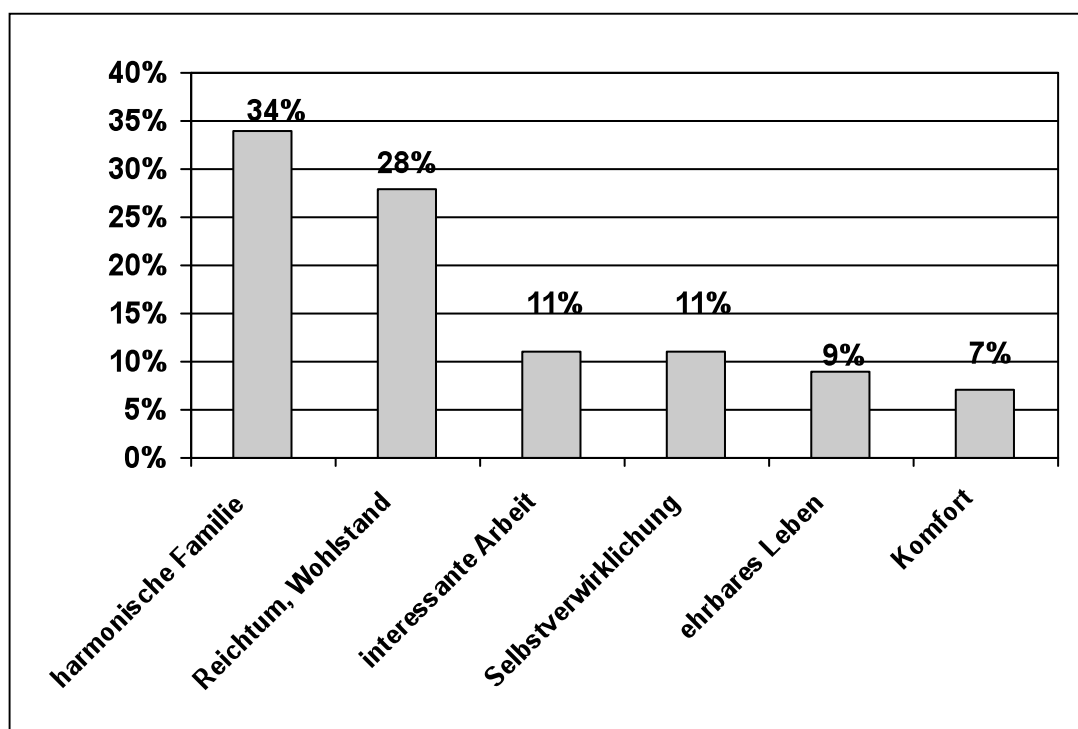


Abb. 5: Was ist dein wichtigstes Ziel? (N = 1.399)

4. Dürfen Männer weinen?

Dass die Väter in Anwesenheit der Jungen weinen oder sich gar bei ihnen ausweinen, kommt relativ selten vor (vgl. Abb. 6), auch wenn im Vergleich mit den Daten von 1995 festzustellen ist, dass der Anteil der Jungen, die angeben, ihre Väter würden sich bei ihnen ausweinen, von 3% auf 12% gestiegen ist. Auch der Anteil der Jungen, die angeben, bereits beobachtet zu haben, dass ihr Vater heimlich weint, ist deutlich gestiegen (5% versus 21%).

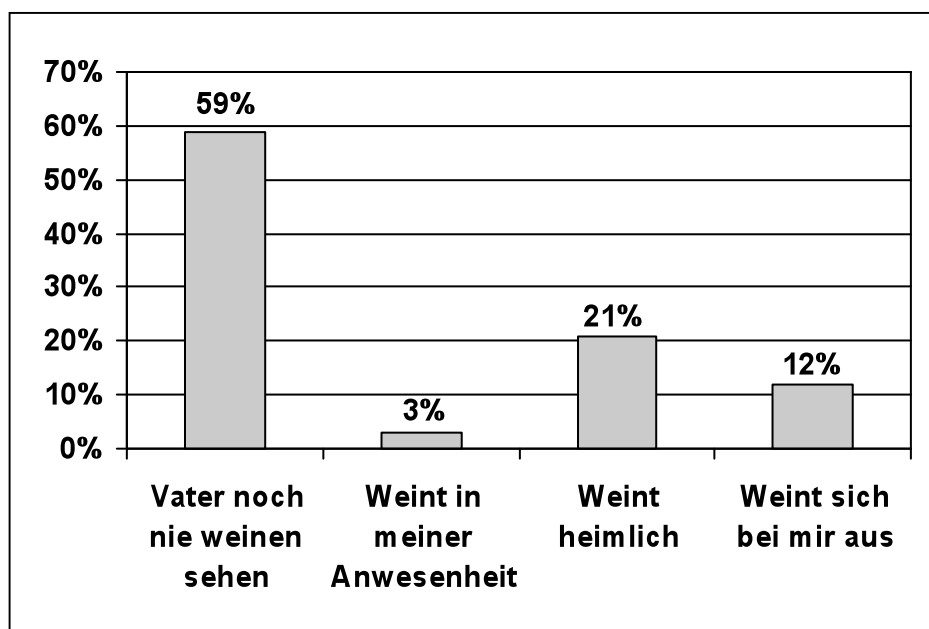


Abb. 6: Weinen die Väter?

Auch tröstlich wirken die Väter auf die Jungen eher nicht: Wenn sie weinen, werden nur wenige der befragten Jungen von ihren Vätern getröstet oder in den Arm genommen (jeweils 9%); die weitaus meisten Jungen berichten, in solchen Situationen abgelenkt (48%) oder gar für das Weinen verurteilt zu werden (43%). Am weitesten verbreitet ist, dass die Väter das Weinen ignorieren (56%; vgl. Abb. 7).

Die Jungen selbst haben dagegen keine Vorbehalte gegenüber dem Weinen: Etwa die Hälfte der Jungen ist der Meinung, dass Weinen und Männlichkeit kein Widerspruch ist. Dass ein weinender Junge sich schämen sollte, finden nur noch 20% der Jungen richtig. Ähnlich wie ihre Väter vermeiden die Jungen es allerdings, in Gegenwart anderer Personen zu weinen (vgl. Abb. 8).

Insgesamt ist festzustellen, dass Jungen zwar weinen und dieses auch legitim finden, etwa Zweidrittel von ihnen die Öffentlichkeit damit jedoch meiden. Auch die Väter weinen zwar nach wie vor relativ selten vor den Jungen und lenken ihre Söhne, wenn diese weinen, eher ab, als dass sie sie trösten. Dennoch nehmen, verglichen mit den Daten von 1995, mehr Jungen solche Gefühlsäußerungen von Seiten ihrer Väter wahr. Dies könnte als ein Indiz dafür betrachtet werden, dass die traditionelle Männerrolle zumindest in einigen Familien zunehmend „aufweicht“ und Verhaltensweisen in Betracht gezogen werden, die klassischerweise als „unmännlich“ gelten.

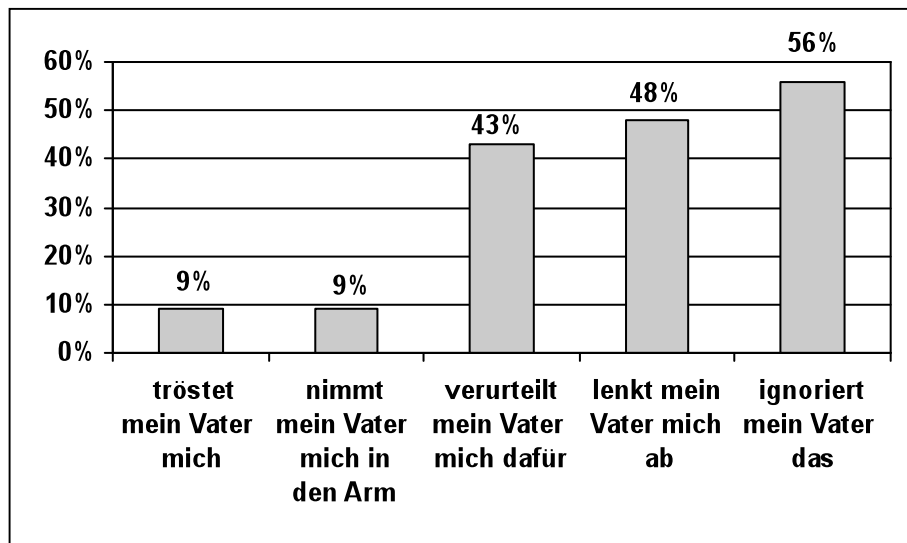


Abb. 7: Reaktion der Väter: Wenn ich weine... (Anteil der Jungen, die jeweils zustimmen)

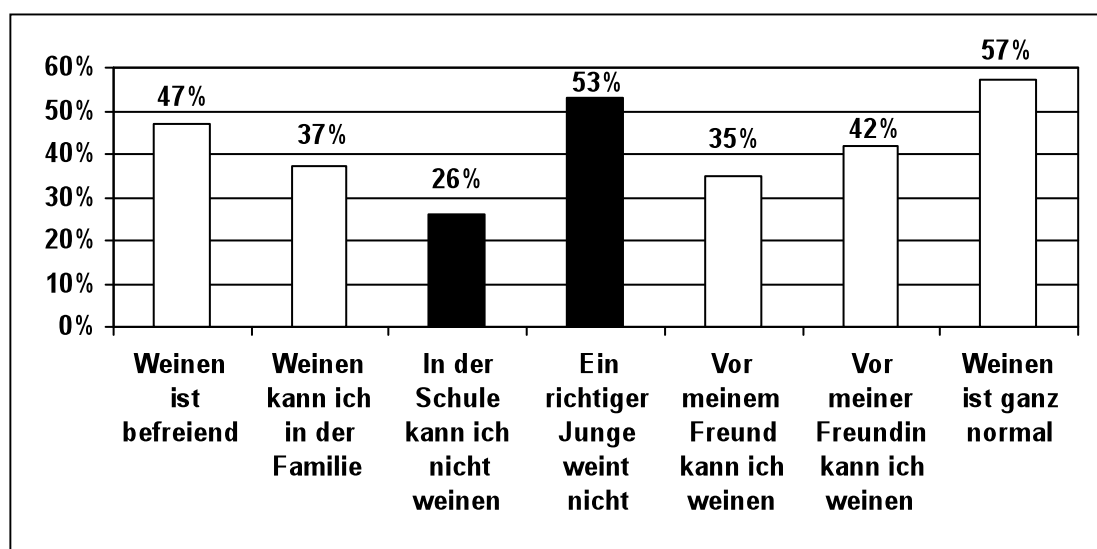


Abb. 8: Die Meinung der Jungen zum Weinen (weiß: Anteil der Jungen, die der Aussage zustimmen; schwarz: Anteil der Jungen, die die Aussage ablehnen)

5. Vorbilder: Wie sollte ein Mann sein – und wie eine Frau?

Ungefähr drei Viertel der von uns befragten Jungen geben an, ein Vorbild zu haben – das ist viel: Winter und Neubauer stellen z.B. fest, dass vor allem ältere Jungen (14-19 Jahre) Vorbilder tendenziell ablehnen (vgl. Winter und Neubauer 1998).

Allerdings kann auch in der Dortmunder Jungen-Studie festgestellt werden, dass die Bedeutung von Vorbildern sinkt; im Vergleich zu der Befragung von 1995 werden insbesondere Sportler (28%), der Vater (16%) und Filmhelden oder –heldinnen (5%) seltener genannt. Sportler sind aber nach wie vor die am häufigsten genannten Vorbilder. Dies stimmt mit anderen Untersuchungen überein: So werden beispielsweise in der Befragung von Krebs (2002) relativ häufig Sportler (38%) und Filmstars (21%) als Vorbilder genannt, der Vater wird auch hier nur selten angegeben (13%).

Fraglich ist, wie die Bedeutung des Vaters als Vorbild einzuschätzen ist: Die seltene Nennung des Vaters lässt darauf schließen, dass die von den Vätern vorgelebten Verhaltensweisen nur für eine kleine Gruppe von Jungen attraktiv sind. Andererseits wird, relativ gesehen, der Vater dann doch häufig genannt, er steht immerhin an zweiter Stelle in der Rangliste der Vorbilder. Eine Reduktion der Nennung des Vaters könnte durch die Vielfalt der Vorbilder bewirkt worden sein. Dass aber immerhin 16% der Befragten ihren Vater zum Vorbild haben, lässt vermuten, dass dieser Teil der Väter die Vaterrolle bereits so gestaltet, dass die Jungen mit ihrer Beziehung zu ihrem Vater sehr zufrieden sind und dass sich diese Väter so verhalten, wie sich die Jungen auch selbst gerne verhalten würden.

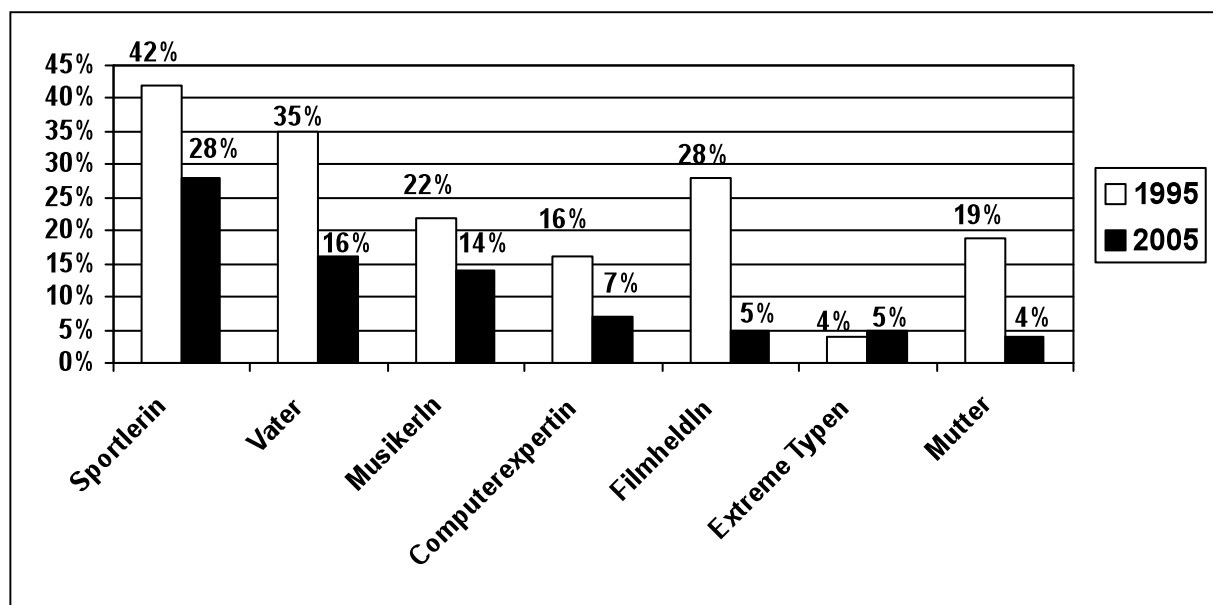


Abb. 9: Vorbilder (Nennungen in Prozent)

Auf die Frage, welche Eigenschaften die Jungen bei ihren Vorbildern schätzen, wird häufig angegeben, dass Jungen an Vorbildern mögen, dass sie kompetenter sind als sie selbst (25%) oder viel wissen (10%). Beliebtheit spielt eine etwas geringere Rolle (9%), ebenso das „coole“ Aussehen oder die guten Sprüche (je 7%). Hier sind insbesondere die Veränderungen zu 1995 gravierend: Damals entschied sich die Mehrheit der Jungen für ihr Vorbild, weil es ‚beliebt ist‘ (34%) oder weil es ‚gute Sprüche drauf hat‘ (30%). Vorbilder, die Menschen helfen, wurden 1995 dagegen ebenfalls deutlich häufiger genannt (25% der Jungen; heute 7%). Insgesamt deuten diese Ergebnisse darauf hin, dass die Jungen sich zunehmend an Kompetenzen orientieren, die von ihnen auch verlangt werden: Vorbilder müssen etwas können und viel wissen. Einige Jungen mögen allerdings ihre Vorbilder auch, weil sie mächtig und stark sind bzw. bewundert werden; dies sind jedoch nur jeweils 4% der Jungen.

Um die Geschlechtsrollenerwartungen zu erheben, wurden die Jungen danach befragt, wie aus ihrer Sicht ein Mann bzw. eine Frau idealerweise sein sollte. Die Antworten der Jugendlichen wurden faktorenanalytisch ausgewertet, d.h. es wurde überprüft, welche Merkmale besonders häufig zusammen genannt wurden. In dieser Analyse kristallisierten sich drei unterschiedliche Typen von Männern bzw. Frauen heraus, die von den Jungen unterschiedlich bewertet werden:

- der „smarte Gewinnertyp“ – gut aussehend, witzig, stark und intelligent,
- der „bürgerliche Typ“ – angepasst, sozial, zuverlässig, fleißig und treu, und
- der „Macho-Typ“ – aggressiv, dominant, misstrauisch, machohaft und arrogant.

Bevorzugt wird – unabhängig vom Migrationshintergrund – der „smarte Gewinnertyp“; 82% der Jungen sind der Auffassung, dass ein Mann die Eigenschaften, die diesen Typ kennzeichnen, aufweisen sollte (Ablehnung insgesamt 6%; vgl. Abb. 9). Außerdem stößt auch der „bürgerliche Typ“ weitgehend auf Zustimmung (70%), dies ist aber vom Migrationshintergrund der Jungen abhängig ($p \leq .01$): Die Zustimmung zu diesem Typ ist in der Gruppe der Jugendlichen ohne Migrationshintergrund am höchsten (74%), am niedrigsten ist sie in der Gruppe der Jungen mit europäisch geprägtem Migrationshintergrund (62%). Von den Jungen mit türkisch oder arabisch geprägtem Migrationshintergrund sind 67% der Meinung, dass Männer dem bürgerlichen Typ entsprechen sollten.

Der „Macho-Typ“ wird am stärksten abgelehnt (von 64% der Jungen). Auch hier besteht ein signifikanter Zusammenhang zwischen dem Migrationshintergrund und der Ansicht, ein Mann solle die Eigenschaften eines Machos aufweisen ($p \leq .001$): 9% der Jungen ohne Migrationshintergrund, 12% der Jungen mit europäisch geprägtem Migrationshintergrund und 18% der Jungen mit türkischem oder arabischem Migrationshintergrund sind der Meinung, ein Mann sollte wie ein Macho sein. Obwohl in der Gruppe der Jungen mit türkisch oder arabisch geprägtem Migrationshintergrund die Zustimmung zu diesem Geschlechtsrollenbild relativ am höchsten ist, ist aber dennoch zu beachten, dass nicht einmal jeder fünfte türkisch- oder arabischstämmige Junge der Auffassung ist, ein Mann solle machohaft sein, während zwei Drittel dieser Jungen den bürgerlichen Typ und vier von fünf Jungen den smarten Gewinnertyp als „idealen“ Mann bezeichnen würden. Aus Sicht der meisten – auch türkisch- oder arabischstämmigen! – Jungen sind also Machohaftigkeit und Dominanz *keine* erstrebenswerten Rollenmerkmale für Männer. Bezeichnend ist, dass die befragten Jungen Dominanz und Machohaftigkeit offensichtlich nicht mit Stärke und Intelligenz in Verbindung bringen, sondern eher mit Arroganz, Aggressivität und Misstrauen.

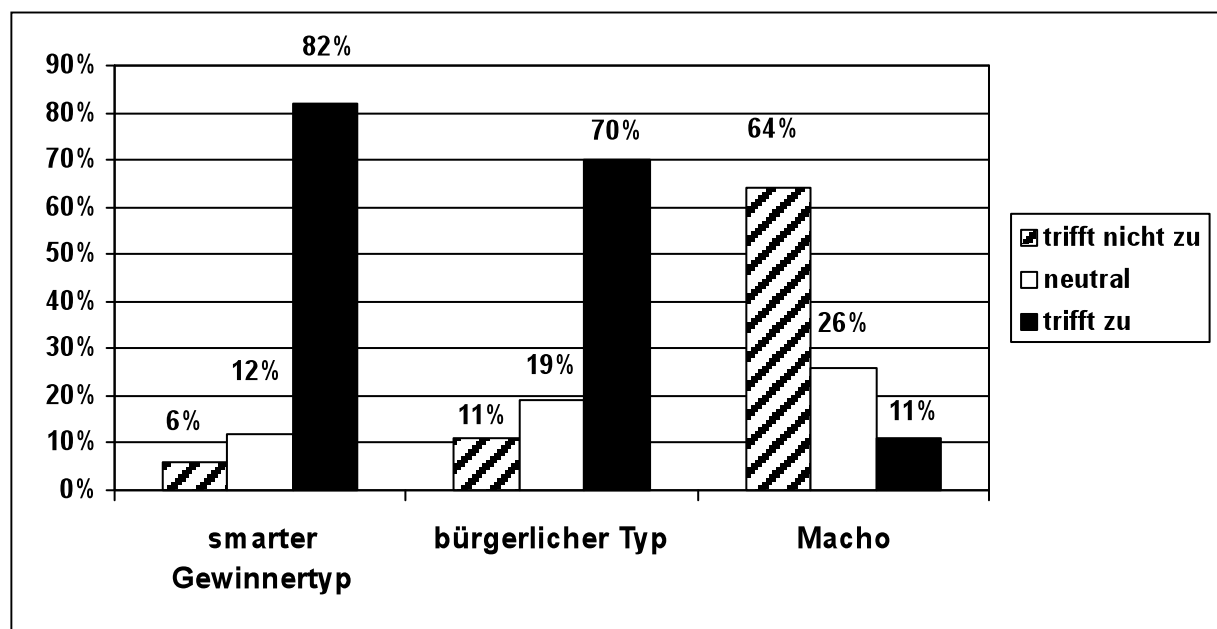


Abb. 10: Wie sollte ein Mann sein?

Die durch die Faktorenanalyse gebildeten Frauentypen sind ähnlich charakterisiert:

- Der „charmant-angepasste Frauentyp“ – sanft und angepasst, aber auch witzig und intelligent,
- der „bürgerliche Frauentyp“ – sozial, zuverlässig, treu und fleißig und
- der „dominant-aggressive Frauentyp“ – aggressiv, dominant, arrogant und misstrauisch, aber auch stark und nicht angepasst.

Neben diesen Eigenschaften wurde auch die Zustimmung zu dem Item „eine Frau sollte gut aussehen“ abgefragt. Da aber fast alle befragten Jungen diesem Item zustimmen (95%), gehört diese Eigenschaft zu keiner der gebildeten Skalen. Nach Merkmalen, die selbstbewusste Frauen kennzeichnen könnten, z.B. Unabhängigkeit, Gelassenheit oder Zielstrebigkeit, wurde – abgesehen von „Stärke“ – nicht gefragt.

Der „charmant-angepasste Frauentyp“ und der „bürgerliche Frauentyp“ stoßen in allen Gruppen auf eine hohe Zustimmung. Diese hängt signifikant mit dem Migrationshintergrund der Jungen zusammen: Die Zustimmung zum „charmant-angepassten Frauentyp“ ist in der Gruppe der Jungen ohne Migrationshintergrund (85%) höher als in den beiden anderen Gruppen (je 76%; $p \leq .001$). Entsprechendes gilt für die Eigenschaften des „bürgerlichen Frauentyps“ (ohne Migrationshintergrund: 88% Zustimmung; europäisch geprägter Migrationshintergrund: 80% Zustimmung; türkischer oder arabischer Migrationshintergrund: 73% Zustimmung; $p \leq .001$). Beide Typen werden somit in relativ hohem Maße von den Jungen als positive Rollenbilder gekennzeichnet, während der „dominant-aggressive Frauentyp“ in allen drei Gruppen deutlich abgelehnt wird (Zustimmung 5%; Ablehnung 78%). Die Schüler mit türkischem oder arabischem Migrationshintergrund können aber offensichtlich weniger mit den Rollenmustern des „bürgerlichen Frauentyps“ anfangen als Schüler ohne oder mit europäisch geprägtem Migrationshintergrund. Die Auswertung der Einzelitems zeigt, dass dies insbesondere für die Items „sozial“, „zuverlässig“ und „treu“ gilt, während Schüler mit türkischem oder arabischem Migrationshintergrund der Aussage, Frauen sollen fleißig sein, sogar in etwas höherem Maße (76%) zustimmen als die Jungen der beiden anderen Gruppen (je 71%; $p \leq .001$). Eigenschaften, die einem, medial vermittelten, islamisch-konservativen Frauenbild entsprechen würden, waren nur in geringem Maße in die Befragung einbezogen.

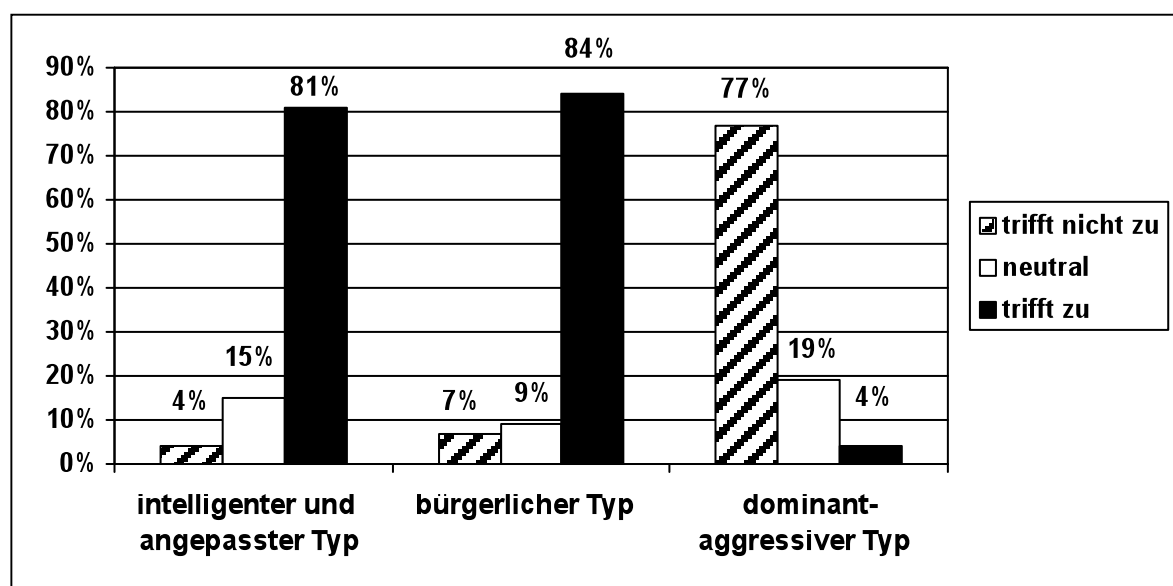


Abb. 11: Wie sollte eine Frau sein?

Die Ergebnisse lassen darauf schließen, dass aus Sicht der befragten Jungen intelligente, witzige Männer nicht angepasst zu sein brauchen und eher mit Stärke assoziiert werden; Dominanz und Machohaftigkeit werden dagegen eher mit Arroganz, Aggressivität und Misstrauen verbunden. Intelligente und witzige Frauen sollen hingegen gleichzeitig sanft und angepasst sein; Stärke wird bei Frauen eher abgelehnt – gemeinsam mit anderen, negativen Merkmalen wie Aggression, Arroganz und Misstrauen, die bei beiden Geschlechtern

abgelehnt werden. Anscheinend haben sich viele Jungen von einem auf männlich-patriarchale Aspekte reduzierten Männerbild gelöst, wenn auch der smarte Gewinnertyp durchaus im Sinne hegemonialer Männlichkeitsentwürfe interpretiert werden könnte. Ein Teil von ihnen kombiniert diese Vorstellungen allerdings mit einem ausgesprochen traditionellen Frauenbild: Die Frau soll in keinem Fall eine Konkurrenz darstellen oder überlegen sein, selbst wenn sie klug ist, was ein Teil der Jungen durchaus befürwortet. In einem Punkt sind sich die Befragten jedenfalls einig: Egal ob eher der bürgerliche oder der intelligente und angepasste Frauentypus bevorzugt wird, gut aussehen sollten beide.

Dieses Ergebnis spricht insgesamt dafür, dass die Jungen mit den gängigen Rollenmustern ambivalent umgehen; zumindest die Männlichkeitsideale erscheinen relativ reflektiert, hinsichtlich der Frauenrolle kommen dagegen eher traditionellere Vorstellungen zum Tragen. Die Lebensziele der Jungen (harmonische Familie, Wohlstand, Reichtum) passen jedenfalls sehr gut zu ihren Vorstellungen, wie Männer (und Frauen) sein sollten und wirken insgesamt eher konventionell und gesellschaftlich angepasst.

Fazit

Die in diesem Artikel vorgestellte Studie (Koch-Priewe u.a.2009) zeigt, dass die Jungen nur in Teilen gängigen Klischees entsprechen: Zwar gestalten sie ihre Freizeit vorwiegend – gemeinsam mit anderen Jungen oder alleine – mithilfe des Computers, und auch ihre Vorlieben hinsichtlich des Medienkonsums entsprechen in etwa den Erwartungen: Konsumiert werden Sportsendungen, Horrorfilme, Sexfilme und Abenteuer- bzw. Actionfilme. Andere Bereiche, beispielsweise die Geschlechtsrollenbilder der befragten Jungen oder die Einstellung zum Weinen, entsprechen nur zum Teil dem Klischee: Insbesondere Dominanz und Machohaftigkeit wird – bei Männern! – nicht mit Stärke und Intelligenz assoziiert, sondern eher mit Arroganz, Aggressivität und Misstrauen. Entsprechend sind nur relativ wenige Jungen der Ansicht, dass Männer machohaft und dominant sein sollten.

Offensichtlich ist die Identitätsentwicklung der heutigen Jungen ambivalent: Die Jungen sind sowohl in ihrem Geschlechtsrollenverhalten als auch in der Freizeit, dem Schulleben und in den familiären und freundschaftlichen Beziehungen einem hohen Erwartungsdruck ausgesetzt. Durch eine Omnipräsenz von Medien vor allem in der Freizeit der Jungen – als favorisierte Beschäftigungen werden Fernsehen und Computerspielen genannt – werden Rollenbilder und Verhaltensweisen transportiert, die von den Jungen nicht immer in Einklang mit ihren realen Gefühlen, Ängsten und Sorgen zu bringen sind. Letztendlich muss jeder Junge (und vermutlich auch jedes Mädchen) selbst entscheiden, welche Elemente jeweils Bestandteil der eigenen Identität sein sollen.

Unsere Ergebnisse deuten insgesamt darauf hin, dass die Jungen eine recht differenzierte Wahrnehmung ihrer eigenen Rolle als Mann haben (nicht unbedingt aber der Frauenrolle). Dieser Befund stimmt auch mit anderen Studien überein (vgl. Allmendinger 2008). Die Praxis in Jugendarbeit und Schule muss somit davon ausgehen, dass die Jugendlichen zumindest von ihrer eigenen Geschlechterrolle recht differenzierte Vorstellungen haben, das andere Geschlecht aber eher stereotyp wahrnehmen. Der Ansatz der balancierten Jugendarbeit (vgl. Winter und Neubauer 2002), der davon ausgeht, dass sich als „männlich“ oder „weiblich“ konnotierte Geschlechtsrollenvorstellungen nicht gegenseitig ausschließen, sondern zum Gesamtrepertoire menschlichen Verhaltens gehören, und der in diesem Sinne versucht, insbesondere ein breites Repertoire an Verhaltensmustern anzubieten, könnte ein geeigneter

Ansatz sein, um antiquierte Geschlechterrollenwahrnehmungen zu dekonstruieren und eine differenzierte Sichtweise auf „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ zu fördern.

Literatur

- Allmendinger, J. (2008): Frauen auf dem Sprung. Die Brigitte-Studie 2008. Hamburg: Gruner + Jahr.
- Krüger, H.-H./ Kötters, C. (1999): Vom Risiko, ein Mädchen zu sein. In: Opp, G./ Fingerle, M./ Freytag, A. (Hg.): Was Kinder stärkt. Erziehung zwischen Risiko und Resilienz. München: E. Reinhardt, S. 287-295.
- Faulstich-Wieland, H./ Weber, M. / Willems, K. (2004): Doing Gender im heutigen Schulalltag. Empirische Studien zur sozialen Konstruktion von Geschlecht in schulischen Interaktionen. Weinheim: Juventa.
- Hitzler, R./ Bucher, T./ Niederbacher, A. (2005): Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute. 2. Auflage. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- KMK (Kultusministerkonferenz) (2008): Sonderpädagogische Förderung in Schulen. Statistische Veröffentlichungen der Kultusministerkonferenz, Dokumentation Nr.185. April 2008. URL: <http://kmk.org/statistik/Dok185.pdf> [rev. 04.11.08].
- Koch-Priewe, B./ Niederbacher, A./ Textor, A./ Zimmermann, P. (2009): Jungen – Sorgenkinder oder Sieger? Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Krebs, Andreas, 2002: Sichtweisen und Einstellungen heranwachsender Jungen. Ergebnisse einer Befragung an Hamburger Schulen. Hamburg: Behörde für Bildung und Sport: Eigendruck.
- Neubauer, W. (1989): Selbstbilder, Selbstwertgefühle und Lebensentwürfe junger Menschen. In: Markefka, M./ Nave-Herz, R. (Hrsg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Band 2: Jugendforschung. Neuwied: Luchterhand, S. 519-533.
- Raithel, J. (2005): Die Stilisierung des Geschlechts. Jugendliche Lebensstile, Risikoverhalten und die Konstruktion von Geschlechtlichkeit. Weinheim: Juventa.
- Rustemeyer, R. & Jubel, A. (1996). Geschlechtsspezifische Unterschiede im Unterrichtsfach Mathematik hinsichtlich der Fähigkeitseinschätzung, Leistungserwartung, Attribution sowie im Lernaufwand und im Interesse. In: Zeitschrift für pädagogische Psychologie, 10 (1), S. 13-25. Huber: Bern.
- Winter, R./ Neubauer, G. (2002): Dies und Das. Das Variablenmodell 'balanciertes Jungesein' und die Praxis der Jungenarbeit. In: Sturzenhecker, B./ Winter, R. (Hrsg.): Praxis der Jungenarbeit. Modelle, Methoden und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern (S. 27-35). Weinheim: Juventa.
- Winter, R./ Neubauer, G. (1998): Kompetent, authentisch und normal? Aufklärungsrelevante Gesundheitsprobleme, Sexualaufklärung und Beratung von Jungen. Köln: Peipers.
- Zimmermann, P. (1998): Junge, Junge! Theorien zur geschlechtstypischen Sozialisation und Ergebnisse einer Jungenbefragung. Dortmund: IFS-Verlag.

Rudolf C. Preuss

Vortrag auf dem Kongress „Jungen Art“ in Dortmund am 15.9.2008

Kleine Jungs keine Kunst - große Jungs große Kunst

Unser Blick auf die Kunst ist nicht geschlechtsneutral. Er ist geprägt durch geschlechtsdominante Strukturen in der Gesellschaft und der Wissenschaft.

Natürlich war das Genie männlich – in der Denkweise des 19. Jahrhunderts. Max Klinger bringt die Sache auf den Punkt. Das tragische, bürgerliche, männliche Genie, verunsichert durch die aufkommende Emanzipationsbewegung¹ reagiert mit Nietzsche, Héroux und Greiner, indem übergeschlechtliche Philosophien postuliert werden.²

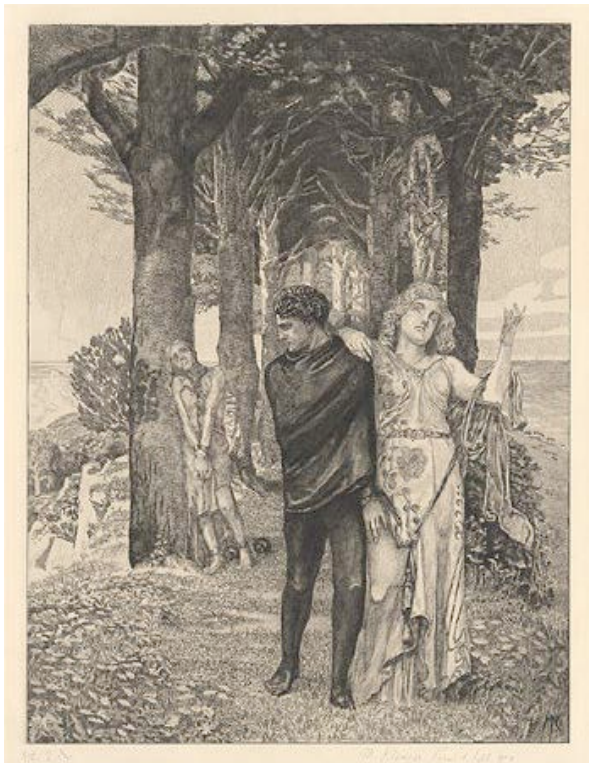


Abbildung 1: Max Klinger, Das Genie, Radierung, 1903

Die Kunstgeschichtsschreibung tat das ihre dazu, ein einseitiges Bild künstlerischer Produktion aufrecht zu erhalten.

Realität und Kunstgeschichtsschreibung problematisiert eine aktuelle Ausstellung im Schirn in Frankfurt³. Die dort ausgestellten Impressionistinnen waren vollständig gleichberechtigte Mitglieder in der Impressionistengruppe und im Paris des 19. Jahrhunderts, wichtige Vertreterinnen dieser urbanen Kultur. Meyer Gräfe, ein wichtiger deutscher Kunsthistoriker, der 1904 die "Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst" geschrieben hat, erwähnt sie aber überhaupt nicht. Bei ihm gibt es nur männliche Impressionisten. Insofern stellt sich die Frage, inwieweit - zumindest ab dem 19. Jahrhundert - die "männliche" Sichtweise auf die Kunstproduktion die Sichtweise eines patriarchatsgeprägten Wissenschaftsbetriebes ist, die wenig mit der Realität gemein hat. Das Vorurteil reflektiert also nicht unbedingt eine reale Erscheinung, sondern eher das durch die

¹ Max Klinger war mit der Schriftstellerin Elsa Asenijeff liiert, die er als seine Muse verstand und die sich gleichzeitig aktiv in der Frauenbewegung engagierte.

² Vgl. Ausstellung Das bürgerliche Genie, Leipziger Museum der bildenden Künste 1995

³ http://www.schirn-kunsthalle.de/index.php?do=exhibition_archive_detail&id=80&lang=de&year=2008 (10.9.08)

Wissenschaft und Medien geprägte Bild der Realität. Die moderne Kunstgeschichte hat das Problem erkannt und wendet sich zunehmend methodisch und fachkritisch den Gegenständen neu zu.



Abbildung 2: Morisot: Manet und seine Tochter im Garten, 1883

Die Vorstellung von der Dominanz männlicher Künstler aktuell in der Bundesrepublik ist eher eine unreflektierte Übernahme von Vorurteilen und ideologischen Konstrukten denn Realität. In den Statistiken der Künstlersozialkasse⁴ sind von 57.000 registrierten Künstlern 27.000 weiblichen und 30.000 männliche. Bei den Berufsanfängern ergibt sich allerdings eine sehr starke Schere. Von 6000 Berufsanfängern in der bildenden Kunst sind 3600 weiblich und nur 2400 männlich. Männlich dominiert ist somit die Kunst keinesfalls, gemessen an der Anzahl der VertreterInnen. Interessant wird nun wiederum die Frage nach der Verteilung innerhalb der Branche nach erfolgreichen und weniger erfolgreichen Künstlern und Künstlerinnen. Die Spitzengruppe, also die Künstler und Künstlerinnen, die auskömmlich von ihrer Kunst leben können ist extrem klein. Weit über 90% erzielen ein Einkommen von 13000.- € pro Jahr. Genaue Zahlen über die Zusammensetzung dieser Spitzengruppe liegen leider nicht vor, bei einer derartigen Einkommensverteilung jedoch sind zwangsläufig beide Geschlechter fast gleich betroffen. Das alles soll hier nur angeschnitten werden. Deutlich wird aber, dass man heute dem Thema durch schnelle Antworten gerecht werden kann. Ich möchte den Fokus auf die ästhetische Forschung legen, weil sich aus einer Analyse des ästhetischen Verhaltens von Kindern und Jugendlichen neue Perspektiven ergeben und dringender Handlungsbedarf besteht.

Der aktuelle Sachstand

Die momentane Debatte über Benachteiligung von Jungen ist nicht neu, sondern ist eine aus den sechziger und den siebziger Jahren. Damals stellte man die Diskussion in den Zusammenhang mit dem Anpassungsdruck in Institutionen und gesellschaftlichen Machtstrukturen. Damals wurde der Schluss gezogen, die Institutionen zu verändern. Der Gedanke an Mitbestimmung der Schüler und Schülerinnen, die Infragestellung autoritärer Unterrichtsstrukturen waren Vorstellungen, die auch in der Kunst - und Kulturdidaktik ihren Niederschlag im Konzept der visuellen Kommunikation gefunden haben. In der Folge wurde dann Konzepte der soziokulturellen Arbeit entwickelt, die Freiräume bilden und individuelle Entfaltungsmöglichkeiten für alle bieten sollten. Trotz Reformen

⁴ <http://www.kuenstlersozialkasse.dw>Deutsch (10.9.08)

blieben die Institutionen und es blieben vor allen Dingen die Mechanismen der sozialen Auslese und ein Anpassungsdruck, der über Erfolg oder Misserfolg geregelt wird. Zu den Auslesemechanismen gehört auch eine geschlechtsspezifische Bevorzugung oder Benachteiligung, die ganz vielfältige Formen annehmen kann⁵. Ganz offensichtlich wurde das Problem mit den emanzipatorischen Ansätzen aus den siebziger Jahren nicht gelöst. Heute kommen Jungen in der Jungenforschung in das Blickfeld, wenn es um abweichendes Verhalten geht.⁶ Aus der Defizitkompensation aber lassen sich keine Perspektiven für eine Jungenförderung in der kulturellen Bildung ableiten.

Die Tatsache, dass kreatives Handeln und ästhetisches Verhalten geschlechtsspezifisch mitbestimmt sind, ist auch nichts Neues. Allerdings gibt es bisher kaum eine Untersuchung, die die Quantität und Qualität unterschiedlicher Angebote thematisiert und Strategien aufzeigt, die nicht nur kompensatorisch sind. Bei einer Durchsicht verschiedenster Angebote der Jugendkunstschulen etwa oder des Dortmunder Familienprojektes fällt eine eindeutige Gewichtung auf Angebote für Mädchen auf. Überwiegend dominieren Angebote wie Ballett, Malen und Zeichnen, Kindertanz usw. die Programmhefte Dies ist das Ergebnis der Mädchenförderung aus den achtziger und neunziger Jahren und einer Denkweise, die nicht geschlechtssensibel an Angebote der kulturellen Bildung herangeht. Ein Malkurs richtet sich eben nur vordergründig an beide Geschlechter. Werden zu geschlechtsspezifischen Themen Angebote gemacht, so geht es häufig um den Umgang mit Gewalt und Selbstbehauptung. Der hinter diesen Angeboten versteckte "heimlichen Lehrplan"⁷ wäre genauer als bisher zu analysieren und Konsequenzen zu ziehen.

Kulturelle Bildung

„Kulturelle Bildung bedeutet Bildung zur kulturellen Teilhabe. Kulturelle Teilhabe bedeutet Partizipation am künstlerisch kulturellen Geschehen einer Gesellschaft im Besonderen und an ihren Lebens- und Handlungsvollzügen im Allgemeinen. Kulturelle Bildung gehört zu den Voraussetzungen für ein geglücktes Leben in seiner personalen wie in seiner gesellschaftlichen Dimension. Kulturelle Bildung ist konstitutiver Bestandteil von allgemeiner Bildung.“⁸

So definiert der Leiter der Bundesakademie Wolfenbüttel und gibt damit eine Linie vor, die auch für eine geschlechtssensible kulturelle Bildung wichtig ist, weil diese nur im allgemeinen Rahmen der kulturellen Bildung erfolgen kann.

Die geschlechtsspezifischen Bedingungen für eine kulturelle Teilhabe sind sehr komplex und greifen sehr tief in unsere Gesellschaftsstruktur ein. Das erstreckt sich über die Berufswahlmöglichkeiten, öffentliche und private Rollenbilder bis hin zum Modeverhalten. Die Fragestellungen, die bisher in der kulturellen Bildung aufgeworfen werden, decken die notwendige Breite jedenfalls nicht ab. Eine wichtige Aufgabe ist es deshalb, die Angebote und Konzepte der kulturellen Bildung unter den genannten Aspekten zu untersuchen und exakt die notwendigen Arbeitsschritte und geschlechtsspezifischen Zielpunkte definieren zu können.

Zugriffe

Über Jungen existieren viele Vorurteile...

Jungen saßen ständig vor dem Computer und spielten Gewaltspiele.
Jungen seien schwer zu Sozialkontakten fähig.

⁵ Dies bezieht sich auf beide Geschlechter.

⁶ vgl. Koch - Priewe / Zimmermann u.a.: Jungen - Sorgenkinder oder Sieger, Wiesbaden 2009 S. 24ff.

⁷ vgl. Valtin, Renate: Koedukation macht Mädchen brav!? Der heimliche Lehrplan der geschlechtsspezifischen Sozialisation. IN: Pfister, Gertrud/Renate Valtin (Hrsg.): MädchenStärken. Probleme der Koedukation in der Grundschule, Frankfurt 1993.

⁸ Karl Ehmert (http://www.bpb.de/themen/Y4KBG5,0,Was_ist_kulturelle_Bildung.html) 2007(15.9.2008)

Jungen prügeln sich ständig.
Jungen seien faul und arbeiteten auf den letzten Drücker“

...und viele unformulierte Fragen.

Jeder und jede, die in der pädagogischen Arbeit mit Jungen tätig ist, weiß, dass die Vorurteile eben solche sind, die leider medial viel zu häufig reproduziert und an einzelnen, extremen Beispielen verifiziert werden. Es gibt bisher wenige, die Fragen stellen und niemanden, der die Fragen fundiert und umfassend beantworten kann.

Visuelle ästhetische Praxis von Jungen ist sehr vielschichtig

Ich möchte gerne einen Zugang über zwei Wege versuchen. Da ist zum einen das relativ gut untersuchte Medienverhalten von Kindern und Jugendlichen. Über viele Jahre hinweg wurden jährliche Studien mit immer gleichen Fragestellungen vom Medienverbund Südwest oder von der Shell Studie durchgeführt anhand derer sich nun Entwicklungen fest machen lassen. Daraus ergeben sich auch Ansätze für das Thema "geschlechtssensible Kinderkulturarbeit“.

Ein weiteres, klassisches Forschungsfeld der Kunstpädagogik ist die Kinder - und Jugendzeichnung. Dies begann 1907 mit dem ersten Kunstlehrertag in Leipzig; parallel mit Entwicklungen in der Kunst, die von Picasso unter anderem eingeleitet wurden und neben der Auseinandersetzung mit angeblich "primitiver Kunst" aus Afrika ein großes Interesse an den ursprünglichen und spontanen Kinderzeichnungen produzierten. Es wurde eine Ausstellung zusammengestellt, die typische Kinderzeichnungen beinhaltete und die durch die großen Museen Deutschlands pilgerte. Seitdem hat die Forschung zur Kinderzeichnungen einen klaren Stellenwert innerhalb der Kunst - und Kulturdidaktik. Die Geschlechtsspezifität spielt bei dieser Forschung bisher keine und wenn, dann nur eine untergeordnete Nebenrolle. In dem neu erschienenen Buch von Constanze Kirchner "Kinder und Kunst"⁹ mit dem Untertitel "Was Erwachsene wissen sollten" wendet sich nur ein kleines Kapitel der Geschlechtsspezifität zu.

Die kulturelle Bildung ist eine zentrale Aufgabe unserer Gesellschaft und gerät immer mehr in den Blickwinkel der Politik. Alle gesellschaftlichen Strömungen, Vorstellungen und Ideologien setzen sich mit dem Thema kultureller Bildung auseinander. Auch ist in den letzten Jahren eine Tendenz der Überpädagogisierung des kindlichen Alltags zu beobachten. Hervorgerufen durch Leistungsdruck, Zukunftsangst der Eltern und ökonomische Probleme wird zunehmend die frühe Kindheit als Bereich des Lernens installiert.

In dem weit verbreiteten Buch "Das Weltwissen der Siebenjährigen" vertritt Frau Elschenbroich¹⁰ die Ansicht, dass wir heute Schluss machen müssen mit der Freiraumpädagogik der achtziger und neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Unsere Kinder könnten sehr viel mehr leisten, wenn wir das Lernpotential in der frühen Kindheit gezielt für Bildungsstrategien nützen würden. Deutschland sei an dieser Stelle international ein Schlusslicht. Die Position von Frau Elschenbroich macht deutlich, dass das Thema ein politisches ist, was es nicht leichter macht, zu sachgerechten und Kindern angepassten Bildungsstrukturen zu kommen.

⁹ Constanze Kirchner: Kinder & Kunst Wie Kinder lernen, Weinheim 2008

¹⁰ Donata Elschenbroich: Das Weltwissen der Siebenjährigen, München 2001

Zugang I

Die Medien

In den KIM -Studien¹¹ wird über die Jahre deutlich, dass das Medienverhalten von Kindern ein Reflex des Medienverhaltens der Erwachsenenwelt ist. Eine ehrliche Diskussion über das Medienverhalten von Kindern und Jugendlichen müsste deshalb immer reflexiv auf die Verhaltensmuster von Erwachsenen bezogen sein.

"Lässt man die Haupterzieher den zeitlichen Umfang ihrer eigenen Mediennutzung einschätzen, so erreichen Fernsehen und Radio die höchsten Zuwendungszeiten: An einem durchschnittlichen Tag wird 150 Minuten lang fern gesehen, die Radionutzung liegt mit 126 Minuten nur ein knappe halbe Stunde darunter. Ein Computer wird durchschnittlich 61 Minuten zum Arbeiten, Lernen oder Spielen genutzt, die Nutzung von Internet und Online-Diensten beträgt 28 Minuten. Auf das Lesen von Büchern, Zeitungen oder Zeitschriften entfallen 29 Minuten. Die Zuwendungszeiten verschiedener Medien variieren vor dem Bildungshintergrund der Haupterzieher deutlich. Befragte mit Hauptschulabschluss sehen über eine Stunde länger am Tag fern als Befragte mit Abitur und/oder Studium. Umgekehrt geht ein höherer Bildungsabschluss mit einer intensiveren Nutzung vor allem bei Computern, aber auch dem Lesen einher."¹²

Die Konsumzeiten der Erwachsenen liegen durchweg höher als die der Kinder, deren Konsumverhalten relational dem der Eltern entspricht. Signifikante Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen gibt es nur in den Bereichen Lesen und Computernutzung.

Bedeutung der Medien für Kinder 2006

- Angaben der Haupterzieher -

	Buch	Computer	Internet	Kassette/CD/ MP3	Radio	TV/Video/ DVD
fördert die Fantasie von Kindern	67	20	11	15	8	34
Kinder lernen aus Medien	50	41	25	10	11	46
Einfluss auf Gewaltbereitschaft	4	23	35	3	2	72
Eindruck vom wirklichen Leben	15	10	11	2	13	46
wichtig um bei Freunden mitzureden	16	50	30	17	11	60
Kinder erfahren ungeeignete Dinge	4	18	51	3	7	63

Quelle: KIM-Studie 2006

Basis: Gesamt, n=1.203

Die Belegung der Bedeutung der Medien für Kinder durch die Erwachsenen ist auffällig. 46% sind der Meinung, Kinder lernten aus dem Fernsehen, es vermittele einen Eindruck vom wirklichen Leben (45%) und Fernsehen bedeute Status (60%).

72% jedoch sind der Meinung, das Fernsehen fördere die Gewaltbereitschaft und 60 % meinen, Kinder erführen ungeeignete Dinge. Warum also ist Fernsehen die häufigste Freizeitbeschäftigung von Kindern?

Aufschluss gibt folgende Befragung

¹¹ <http://www.mpfs.de/index.php?id=10> (10.9.08)

¹² KIM Studie 2006 S.59

Funktionen verschiedener Medien 2006

mache ich am ehesten, wenn (in Prozent)									
	Radio	CD/ MC/ MP3	TV	Video/ DVD	Telefon/ Handy	Bücher	PC ohne Internet	Internet	nichts davon
ich Musik hören will	28	54	7			1	2		6
mir langweilig ist	3	9	48	3	4	9	11	3	9
ich mit Freunden zusammen bin	3	7	12	5	2	1	18	2	49
ich mit meinen Eltern zusammen bin	2		44	4		2	6	4	37
ich traurig bin	6	14	20	4	6	8	6	2	33
ich alles um mich herum vergessen will	6	15	26	4	2	10	11	3	24
ich Spaß haben will	1	5	20	5	4	3	19	6	38
ich mich geärgert habe	4	9	16	2	9	3	10	3	43
ich besonders gute Laune habe	6	12	12	2	5	5	9	4	44
ich was Spannendes erleben will	1	1	27	7	1	7	13	7	35
ich mich alleine fühle	5	8	39	2	8	7	7	4	19

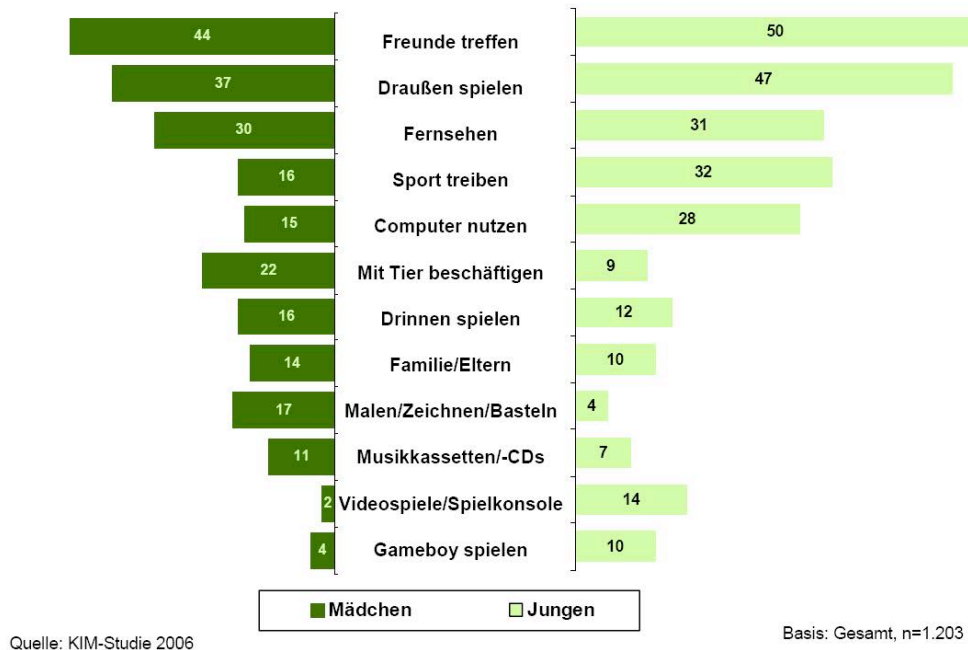
Quelle: KIM-Studie 2006

Basis: Gesamt, n=1.203

44% der Kinder geben an, dass sie mit ihren Eltern am ehesten fernsehen. Das ist signifikant mehr als das Fernsehen mit Freunden. Übertroffen wird der Wert nur die Item " Langeweile". Ist ihnen langweilig, greifen 48% der Kinder zum Einschaltknopf. Also, fühlt sich ein Kind einsam ist der Fernseher die Verbindung zur Welt. Und die Eltern? Fühlen sich Kinder auch einsam, wenn sie mit den Eltern zusammen sind? Liegt das vielleicht daran, weil die Eltern den Fernseher einschalten und ihr Kind damit auch zum Fernsehen zwingen, wenn es mit ihnen zusammen sein will? Die Tendenz zum Anpassungsdruck der Kinder in die Medienwelt der Erwachsenen macht auch folgender Vergleich deutlich:

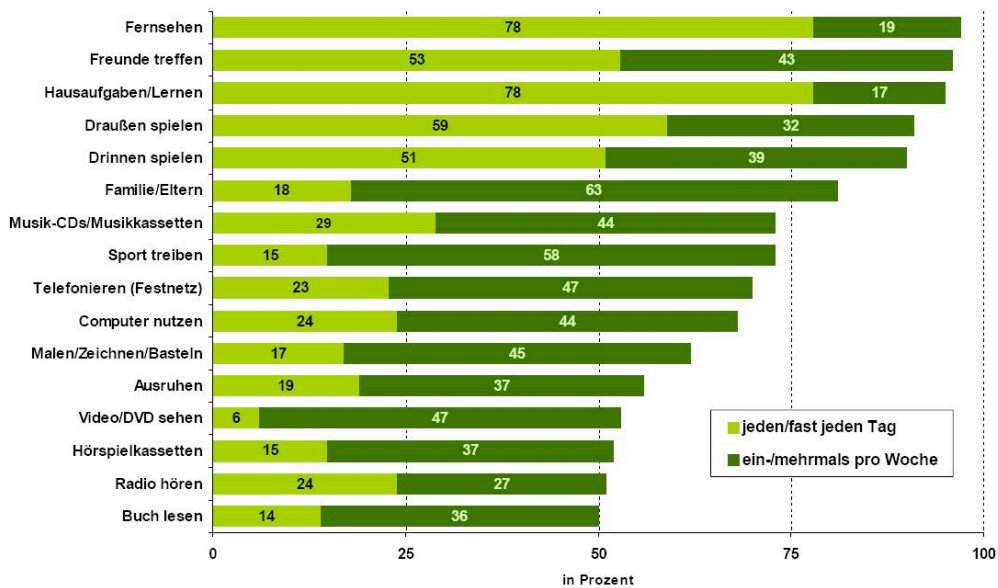
Liebste Freizeitaktivitäten 2006

- bis zu drei Nennungen -



Deutlich sind auch hier die drei Prioritäten: Freunde treffen, draußen Spielen, und Fernsehen zu erkennen. Dies ist bei Jungs und Mädchen ähnlich, allerdings mit unterschiedlichen Gewichtungen. Danach differenzieren sich die Interessenlagen. Während die Jungen lieber Sport treiben, beschäftigen sich die Mädchen lieber mit einem Tier. Malen und zeichnen nimmt bei den Mädchen den fünften Rang ein, bei den Jungen den letzten. Interessant sind die beiden Items "Videospiele" und "Gameboy spielen". Beide sind weit abgeschlagen.. Es ist also ganz deutlich, dass bei den Jungen malen, zeichnen und basteln keine aktuelle Freizeitbeschäftigung mehr darstellt. Freunde und Kommunikation sind wichtiger als Fernsehen. Leider ist das reale Medienverhalten anders:

Freizeitaktivitäten 2006 (Teil 1)

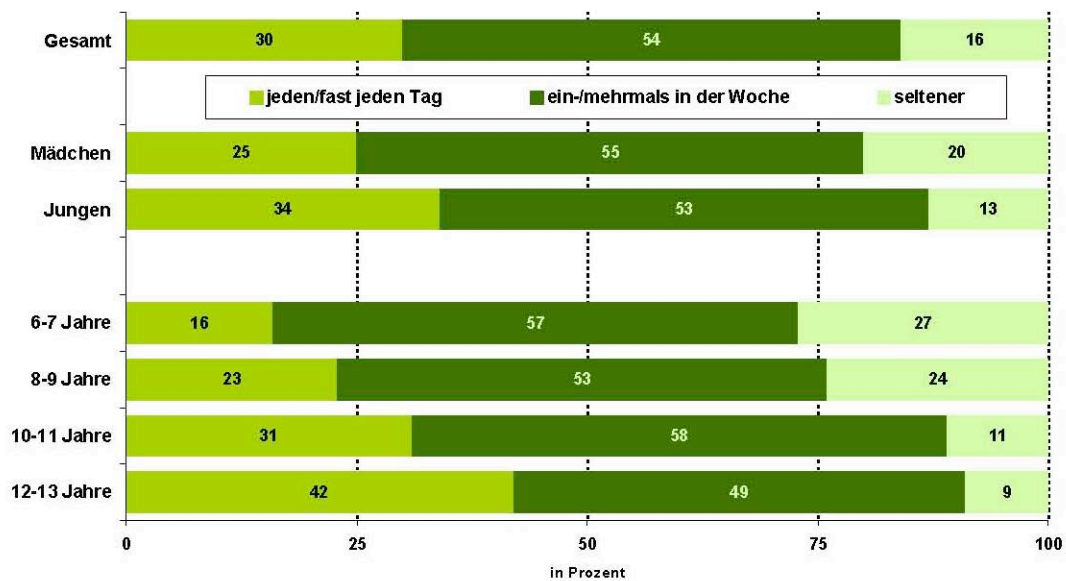


Plötzlich steht das Fernsehen an erster Stelle! Warum? Schule an dritter Stelle? Natürlich- das ist

Pflicht. Fernsehen jedoch? Hier zeigen sich Auswirkungen des Anpassungsdrucks des Medienverhaltens Erwachsener. Das Fernsehen wird gefördert, obwohl sich Erwachsene durchaus der möglichen negativen Wirkungen bewusst sind.

Was tun eigentlich Jungen und Mädchen mit dem Computer?

Kinder und Computer: Nutzungsfrequenz 2006

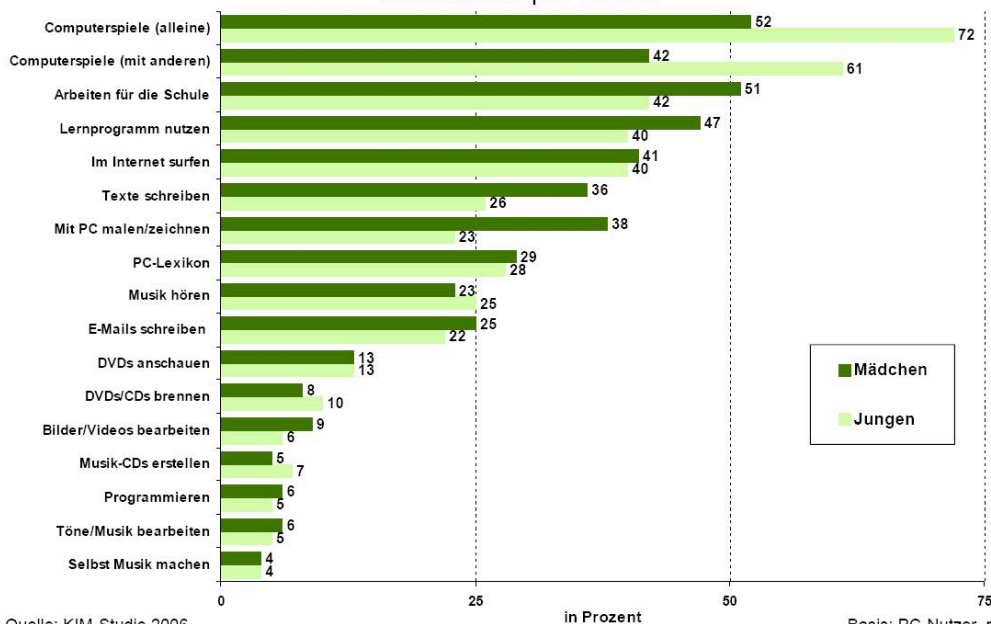


Quelle: KIM-Studie 2006

Basis: PC-Nutzer, n=972

Kinder und Computertätigkeiten 2006

- mind. einmal pro Woche -



Quelle: KIM-Studie 2006

Basis: PC-Nutzer, n=972

Jungen nutzen Rechner etwas intensiver als Mädchen, wobei die Gesamtnutzungsdauer mit zunehmendem Alter ansteigt. Mit 12 Jahren nutzen 90 % aller Kinder den Computer mindestens einmal oder mehrmals die Woche.

Grundsätzlich ist zu sagen, dass zunehmend die Eltern ein Problembewusstsein für die Computernutzung ihrer Kinder entwickelt haben. Insgesamt bestätigen 58 % der Kinder eine häufige Kontrolle ihrer Eltern. 72 % der Eltern der 6-7-jährigen halten sich häufig über die Computertätigkeiten ihrer Kinder auf dem Laufenden. 30 % der Jungen und 17 % der Mädchen wünschen sich eine intensivere Nutzungsmöglichkeit des Rechners.

In der Art der Computer - Nutzung lassen sich deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede festhalten. So spielen 72 % der Jungen aber nur 52 % der Mädchen mindestens einmal pro Woche ein Computerspiel. Ein ähnliches Verhältnis gilt bei Kollektivspielen. Mädchen schreiben signifikant mehr Texte und benutzen mehr Lernspiele. Ganz deutlich wird der Unterschied bei der Verwendung des PCs als Malleinwand. Nur 23 % der Jungen aber 38 % der Mädchen malen und zeichnen mit dem Rechner. Andere kreative Tätigkeiten wie Töne und Musik bearbeiten, Musik selber machen, Bilder oder Videos bearbeiten rangieren auf den letzten Plätzen. Sicherlich auch deswegen, weil diese Tätigkeiten zum Teil komplexe Computerkenntnisse voraussetzen.

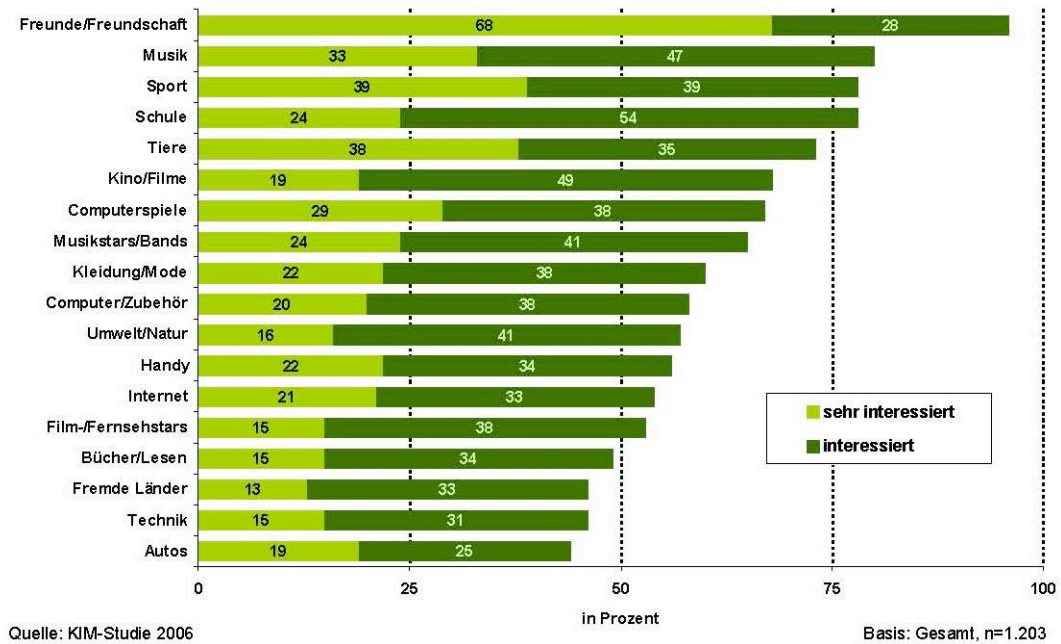
Die Untersuchung zeigt die geschlechtsspezifischen Unterschiede im Medienverhalten auf. Allerdings bewegen sich diese Unterschiede innerhalb eines geschlechtsübergreifenden Ranking in der Medienverwendung. Dies wird sehr deutlich an den Items Fernsehen und Spielen. Außerhalb dieser wichtigen Bereiche fallen die Unterschiede in den Bereichen Tier und Malen auf. Nicht vernachlässigt werden bei dieser Betrachtung, dass die drei wichtigsten Lieblingsbeschäftigungen von Jungen immer noch sind:

- Freunde treffen
- Draußen spielen
- Sport treiben

Dies sind aktive Tätigkeiten, die in der Gruppe absolviert werden und damit eine wichtige soziale und kulturelle Funktion erfüllen.

Mit welchen Themen beschäftigen sich Kinder?

Themeninteressen 2006



Quelle: KIM-Studie 2006

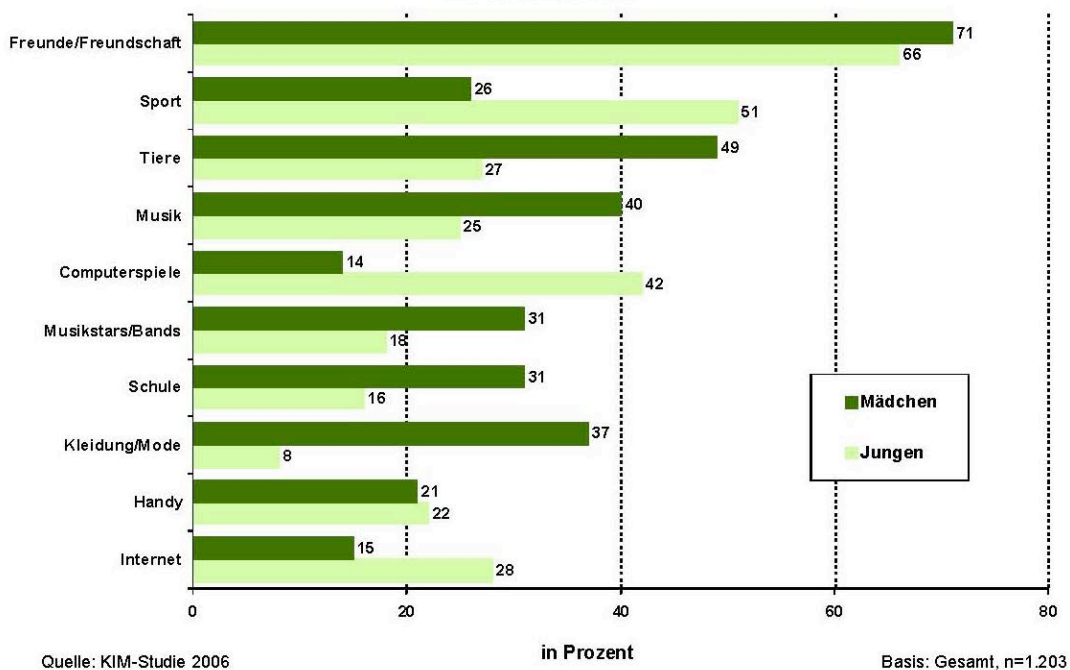
in Prozent

Basis: Gesamt, n=1.203

Die Tabelle zeigt deutliche Korrelationen zwischen thematischen Interessen und faktischen Freizeitbeschäftigungen auf. Freundschaft, Musik, Sport sind die ersten drei Nennungen. Für Freundschaft und Freunde interessieren sich praktisch alle Kinder. Computerspiele, Film und Fernsehstars, Technik, Auto, Internet und Handy rangieren auf der Interessenskala sehr viel weiter hinten.

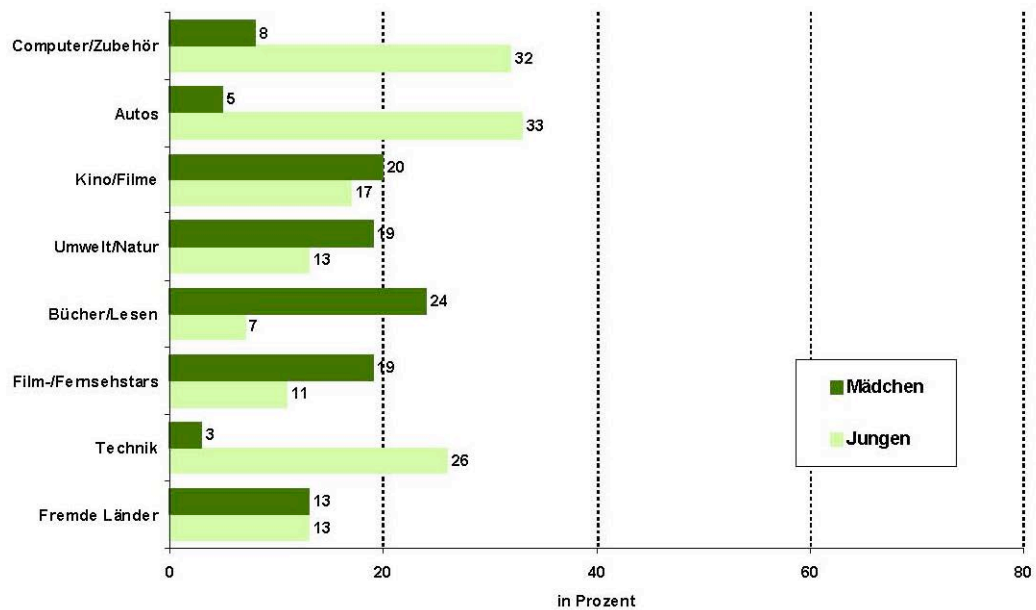
Themeninteressen 2006 (Teil 1)

- sehr interessiert -



Themeninteressen 2006 (Teil 2)

- sehr interessiert -



Quelle: KIM-Studie 2006

Basis: Gesamt, n=1.203

Trennt man die Interessen der Skala nach Geschlechtern auf, so ergeben sich Differenzierungen in fast allen Bereichen bis auf die Items "Freundschaft und Handy". Die Jungen interessieren sich für Sport, Computerspiele, Computer, Autos, Technik und Internet. Die Mädchen für Tiere, Musik, Bücher, Stars und Kleidung. All dies gibt - wie gesagt - eine Tendenz wieder, aus der Konsequenzen für eine geschlechtssensible Kulturarbeit mit Kindern gewonnen werden können. Es wäre sicherlich der falsche Ansatz, unter dem Blickwinkel der Emanzipation und Interessenerweiterung genau die Bereiche als Inhalt kultureller Jungenarbeit zu wählen, die eindeutig von Mädchen besetzt sind. Genauso falsch wäre es aber, nur die klar formulierten Themenschwerpunkte zu bedienen. In der Praxis hat es sich als sinnvoll erwiesen, projektorientiert und thematisch breit zu arbeiten. Dieser Ansatz birgt verschiedenste Vorteile in sich. Da wäre zunächst die Möglichkeit mit vielfältigen unterschiedlichen Medien zu arbeiten. Also etwa ein Theaterprojekt zu initiieren, in welches dann Bildbearbeitung oder Videodokumentation integriert wird. Damit werden verschiedene Interessensgebiete der Jungen aufgegriffen und ein individueller Zugang ermöglicht. Die individuelle Differenzierung und die Möglichkeit des Einbringens von Themen und Interessen, die neben dem geschlechtsspezifischen Mainstream liegen, sind wichtig. In einer Projektarbeit ergeben sich solche Erweiterungen zwangsläufig.

Zugang II:

Die Kinderzeichnung

Die Kinderzeichnung ist Ausdruck des inneren Lebens der Kinder. Kinder zeichnen, nicht was sie sehen sondern was sie wissen und fühlen. Das ist ein Kernsatz der Kinderzeichnungsforschung seit den 20-iger Jahren. Allerdings - woher weiß man etwas? Ohne Wahrnehmung wird kein Wissen generiert. Gemeint ist also eher die Eigensymbolische Belegung der Zeichnung. Erst ab einem Alter von ungefähr 11 Jahren setzt eine Tendenz zur naturalistischen Darstellung ein. Die Freude am Zeichnen ist bei sehr vielen Kindern vorhanden, allerdings zeigte die KIM Studie gravierende geschlechtsspezifische Unterschiede. Es ist insbesondere bei Jungen äußerst schwer, die Freude am Zeichnen über die Pubertät hinaus zu retten. Viele Jugendliche verlieren die Lust am Zeichnen, weil ihnen der wachsende Widerspruch zwischen ihren eigenen Fähigkeiten und der perfekten naturalistischen Darstellung auffällt. Sie wollen

sich nicht blamieren. Diese Tendenz wird in letzter Zeit noch verstärkt durch die zunehmende Perfektion in den visuellen Medien. Dort spielt eine perfekte Darstellung eine große Rolle. Die Menge der Zeichentrickfilme und die immer perfekter werdenden Computergrafiken in Spielen standardisieren Bilder und setzen darstellende Maßstäbe. Wer könnte sich heute noch "Frodo und Sam" anders vorstellen als in dem Film "Der Herr der Ringe". Die Folge dieser visuellen Standardisierungen ist noch nicht umfassend untersucht. Es stellt sich die Frage, ob und inwieweit die Entwicklung eigener Fantasiewelten von Jungen durch die Medien stark beeinflusst wird, da sie ja mehr Zeit vor dem Rechner verbringen.

Ich möchte anhand einer Bilderserie eines neunjährigen Jungen einige Besonderheiten aufzeigen.

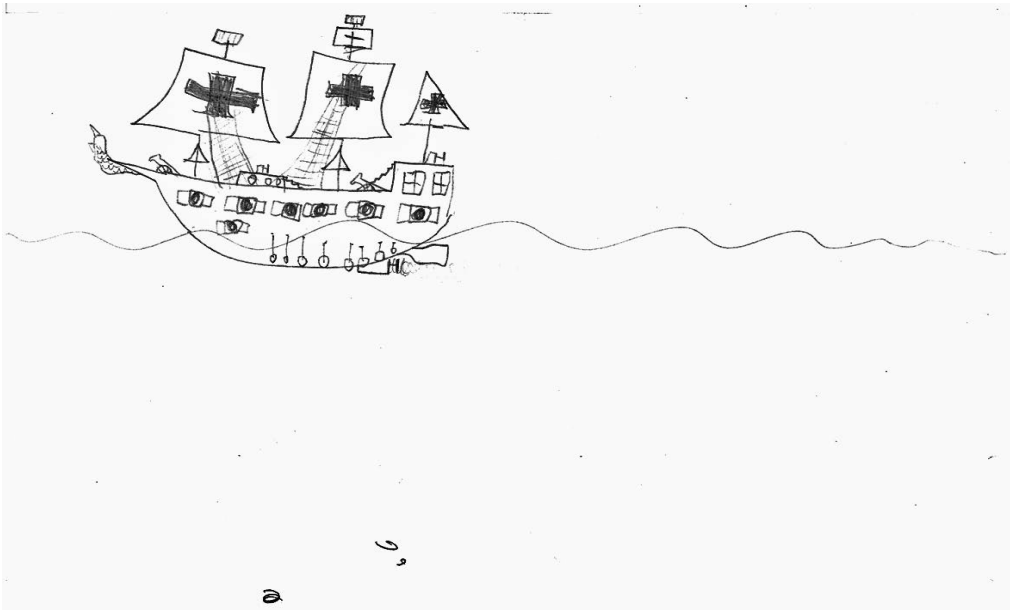


Abbildung 1:

Hier beginnt Simons Geschichte. Eine Gruppe von Menschen (Familie / Stamm) sucht sich eine einsame Insel, um dort ein neues Leben zu beginnen. Es soll so sein, wie sie es sich wünschen.

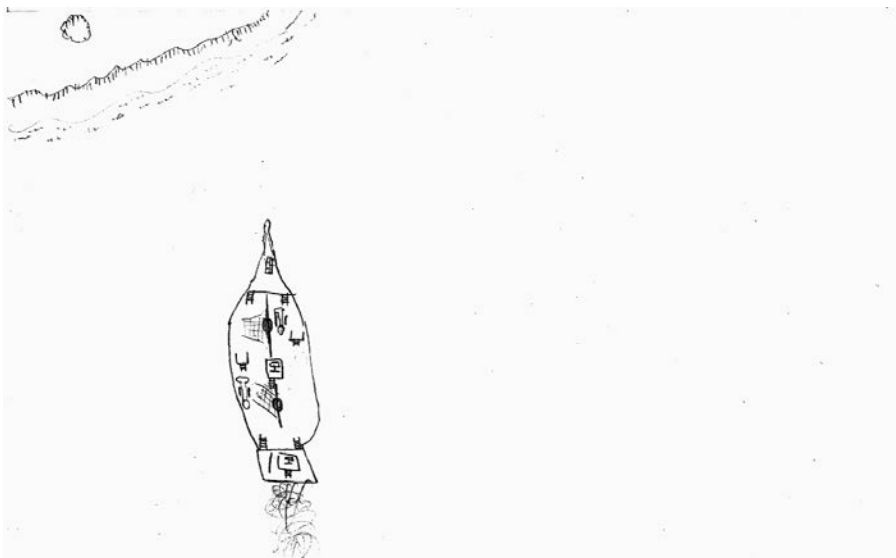


Abbildung 3:

Das neue zu Hause ist gefunden. Beachten Sie bitte den Perspektivwechsel, der die Situation aus der

Vogelperspektive zeigt und damit Distanz schafft.

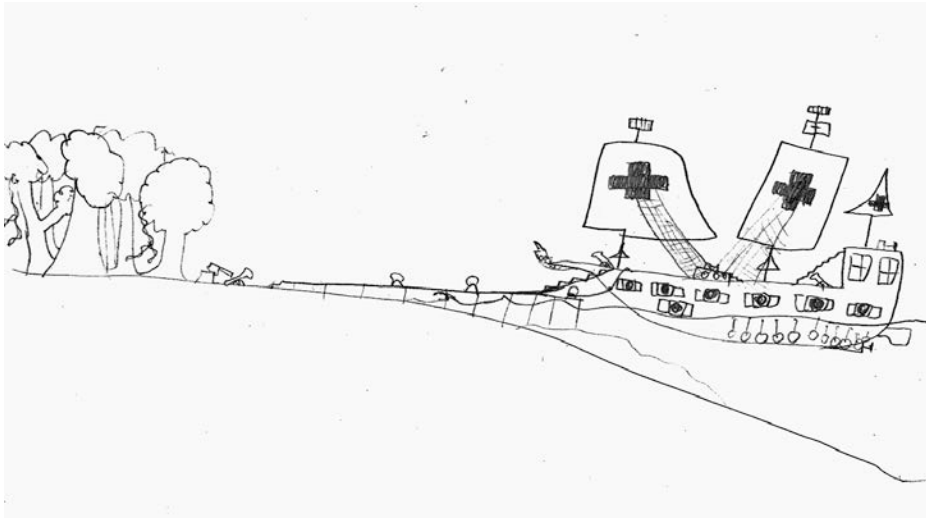


Abbildung 4:

Die Ankunft. Sofort beginnt die Arbeit. Bäume werden gefällt, es wird ein Steg gebaut. Beachten Sie auch bitte hier die konsequente Perspektive. Ein Segelschiff den abfallenden Boden. Auch dies suggeriert den Standpunkt eines entfernten Beobachters, jemand der alles durchblickt. Menschen sind bis hier nur schemenhaft angedeutet. Das gemeinsame Vorhaben kulminiert in dem Objekt "Schiff". In Abbildung drei sieht man aber schon erste Ergebnisse der Arbeit. Der Steg ist angelegt.

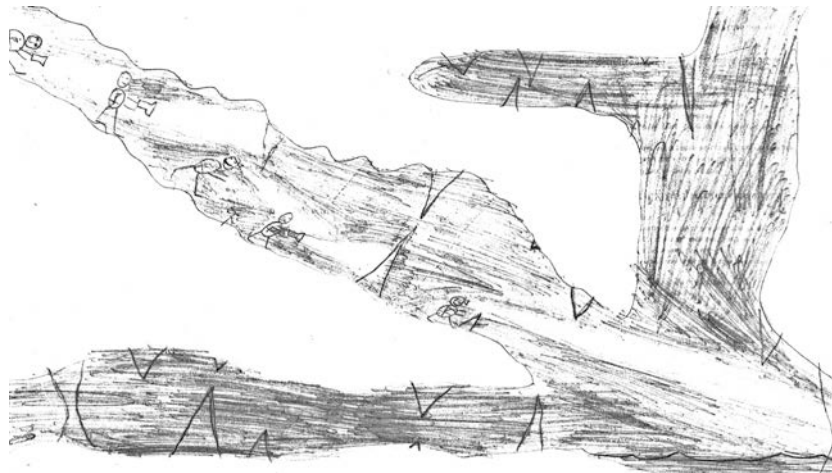


Abbildung 5:

Die Insel hat natürlich ihre Geheimnisse. Ein Höhlensystem wird entdeckt und erforscht. Er denkt sogar an die Lichtstrahlen der Helmlampen. Jetzt tauchen auch die ersten agierenden Menschen auf.



Abbildung 6:

Ein Überfall erfolgt. Menschen mit Gewehren bedrohen das sich entwickelnde Gemeinwesen. Die Siedler ziehen sich in ihren Höhlen zurück und setzen sich zur Wehr. Die Szene ist mehr herangerückt, die Distanz verringert.

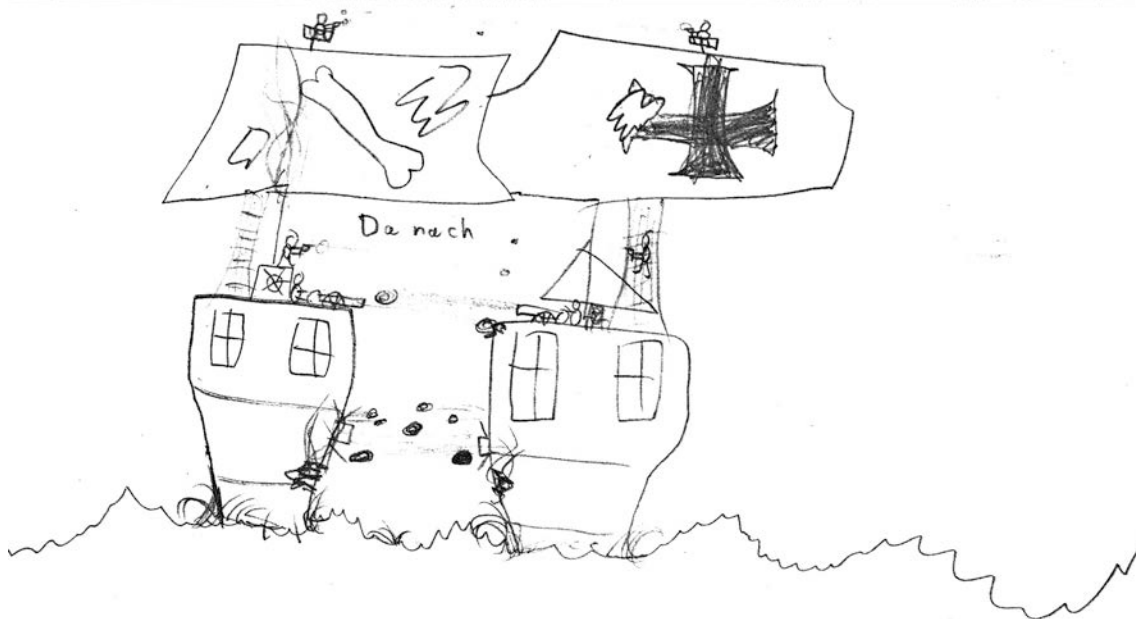


Abbildung 7:

Der Kampf wird auf dem jetzt plötzlich bewegten Meer fortgesetzt.

aber auch bestimmte Computerspiele. Eine klassische Geschichte, die hier mit großer Detailgenauigkeit und Akribie ausformuliert wird. Die Menschen sind geschlechtsneutral dargestellt. Individuen treten nicht auf. Das Kind gibt offensichtlich eine medial¹³ erlebte Geschichte wieder. Die vielen Details zeigen schon einen eigenen Schatz an Erfahrungen über Machbarkeit und Unmöglichkeit. Die Art zu malen, die Art die Geschichte zu erzählen, ist typisch jugendhaft. Wenig ausgemalte Details aber detaillierte Abläufe, wenig soziale Interaktion aber gemeinsames Handeln einer Gruppe. Formal besticht die Malweise durch die konsequente Einhaltung von Perspektiven, Vogelperspektive, Frontalperspektive, Querschnitte und Ansichten, die zur Lösung von schwierigen Situationen wie zum Beispiel das Anlegen des Schiffes benutzt wird.

Diese Bilderserie ist außerhalb der Schule entstanden. In der Schule gibt es folgende interessante Beobachtung. Bekommen Kinder einen ganz klaren Arbeitsauftrag, so fallen die Bilder oft ähnlich aus. Auch Geschlechtsstereotype sind ähnlich. Sollen beispielsweise Männer und Frauen dargestellt werden so werden die Männer in Verbindung zu Maschinen und Autos gebracht und die Frauen eher beim Blumen pflücken und einkaufen. In freien Aufgabenstellungen sind die Bilder der Jungen häufiger aktionsreich, Autos, Bagger usw. spielen eine Rolle. Mädchen malen eher Häuser, sich selbst oder ihre Freunde. Alle Kinderzeichnungen haben einen sehr starken Symbolcharakter. Die Bedeutungen sind sehr vielschichtig und sehr schwer zu lesen.

Freiheit und Abenteuer: Geschlechtssensible, ästhetische Bildung



Jungen spielen Computerspiele. Die dort enthaltenen Bilder sind wichtig für die ästhetische Erfahrung und müssen in die Analyse des Bilduniversums von Jungen miteinbezogen werden. Im Unterschied zum Fernsehen können in Spielen sehr häufig Bilder und Situationen aktiv gestaltet werden. Die Gestaltungsmöglichkeiten sind - auch bei viel gepriesenen Spielen wie „Spore“ - gegenüber einem weißen Blattpapier erschreckend gering. Vorgegebene Elemente können miteinander kombiniert werden und zu Beginn entstehen überraschende Effekte, die aber schnell bekannt werden. Durch ständige Updates, neue Figuren usw. wird die Industrie diesem Effekt entgegen arbeiten. Trotz all dieser Bemühungen ist das kreative Potenzial in solchen Spielen begrenzt. Jedoch sind Strategiespiele weitaus mehr geeignet kreatives Potenzial bei den Kindern freizusetzen als Aktions - oder Simulationsspiele. Sie greifen vor allen Dingen einen ganz wesentlichen Gedanken und ein Bedürfnis von Kindern auf. Das Bedürfnis nach dem eigenen, unkontrollierten Raum. Dies zeigt sich auch in der Bevorzugung des „Draußen spielen“ durch Jungen.¹⁴ War es früher noch der frei zugängliche Wald, der eine reale Welterfahrung ermöglichte, so existieren heute viel zu viel Ängste der Eltern, ihre Kinder einfach in den Wald zum Spielen zu schicken. Es gibt eine gewisse Tendenz nach Überpädagogisierung der Kindheit. Ganz selbstverständlich wollen sich Jungen dem entziehen. Viele flüchten sich in die Welt der Spiele und finden dort, was sie suchen: Aktion, Abenteuer Unkontrolliertheit und Freiheit. Natürlich werden sie in den Spielen betrogen. Jedes Detail ist konstruiert und durchdacht. Die Freiheit ist nur eine Illusion. Auch Simons komplexe Geschichte spiegelt das Bedürfnis nach einer freien, von der Alltagswelt entfernten Welt. Und genau an dieser Stelle sollte eine geschlechtssensorische künstlerische Bildung für

¹³ Gelesen, gehört oder gesehen

¹⁴ vgl KIM Studie

Jungen ansetzen. Kunst bietet theoretisch die Möglichkeit, alles mit allem zu kombinieren und auszutesten. Kunst kommt damit dem kindlichen Forscherdrang entgegen und bietet viele Möglichkeiten, durch interessante Aufgabenstellungen Jungen zu fordern.

Noch bis in die Pubertät werden kreative Angebote von Seiten der Erwachsenen als Defizitkompensation oder als Förderung von Jungen begriffen, aus Sorge, dass die Jungen ihre kreativen Fähigkeiten nicht entwickeln sondern vor dem Computer versinken oder sich ständig nur auf dem Sportplatz tummeln. Beide Ansätze sind legitim aber möglicherweise einem kreativen Klima entgegengesetzt.

Ich möchte das gerne an einem Beispiel erläutern.

In einem fünften Jahrgang habe ich während eines Schulfestes 5 - Min. Porträts von Lehrern und Besuchern zeichnen lassen. Pro Porträt gab es einen Euro. In erster Linie hatten die Jungs den Mut und die Spontaneität dafür. Die Ergebnisse waren ganz hervorragend. Auf der einen Seite unterrichtete ich Mädchen, die aus dem Kopf Pferde in den unterschiedlichsten Positionen zeichnen konnten. Ganz deutlich wird hier ein anderer Umgang mit Aufgaben und Ansprüchen deutlich. Mädchen setzen sich stundenlang hin und üben, malen Bilder. Jungen tun sich mit einer derartigen Aufgabenstellung schwerer. Ihnen fällt spontanes Arbeiten häufig sehr viel leichter. Eine geschlechtssensible Erziehung heißt in diesem Fall, an den positiven Fähigkeiten und Möglichkeiten anzusetzen und nicht aus pädagogischen - emanzipatorischen Gründen das Gegenteil zu verlangen. Jungen beginnen durchaus akribisch zu zeichnen, wenn es gelingt, sie inhaltlich zu begeistern und Mädchen malen durchaus spontan, wenn sie sich sicher genug fühlen. Es sind eben verschiedene Wege im Umgang mit der ästhetischen Produktion.

Auf gar keinen Fall sollten Jungen aus dem Anspruch der visuell ästhetischen Produktion entlassen werden. Dafür ist diese viel zu wichtig für die Entwicklung grundsätzlicher, unersetzlicher Kulturtechniken.

Das Potential zeichnerischen, ästhetischer Produktionen zur Entwicklung einer gesellschaftlichen Teilhabe wird in Simons Arbeiten deutlich:

- Die Auge - Hand - Koordination beim Zeichnen und Beobachten ist für die Entwicklung motorische Fähigkeiten von grundsätzlicher Bedeutung.
- Die Verlangsamung der Wahrnehmung bei der visuellen ästhetischen Produktion schult die Beobachtungsgabe und die Wahrnehmungsfähigkeit der Wirklichkeit gegenüber und eröffnet somit einen Ansatz, Stereotypen und standardisierten Bildern entgegen zu wirken.
- Die Konstruktionsmöglichkeit von offensichtlichen Unmöglichkeiten in eigenen Fantasie - und Bilderwelten ist für die Entwicklung kreativer Potenziale basal.

Ich hoffe deutlich gemacht zu haben, an welcher Stelle die Kunst und Kulturpädagogik bezüglich einer geschlechtssensiblen kulturellen Erziehung steht. Viele Forschungsarbeit muss in diesem wichtigen Bereich noch geleistet werden.

Grundsätzlich sinnvoll erscheint eine geschlechtssensiblen Erziehung erst im Rahmen einer theoretisch fundierten kulturellen Bildung. Mithilfe einer geschlechtssensiblen, ästhetischen Erziehung ist es möglich, eine defizitorientierte, geschlechtsspezifische Erziehung weit hinter sich zu lassen und durch eine Stärkung der Stärken der Jungen eine Grundlage für die Erschließung von neuen kulturellen Interessen und ästhetischen Produktionsmöglichkeiten zu eröffnen.

Weiterführende Literatur:

Thomas Rauschenbach, Hans Uwe Otto

Die andere Seite der Bildung
Zum Verhältnis von formalen und informellen Bildungsprozessen
2008 VS Verlag
ISBN 353115799X, 9783531157993

F.-J. Pazzini:

Kulturelle Bildung im Medienzeitalter
Materialien zur Bildungsplanung Bund Länder Kommission 1999
<http://www.blk-bonn.de/papers/heft77.pdf>

Max Fuchs

Konzeptionen kultureller Bildung nach PISA
Einführungsvortrag beim Jugendkunstschultag NRW 2003
(Motto: Jugendkunstschule macht Schule) am 27.06.2003 in Unna
www.akademieremscheid.de/publikationen/publikation_download.php?id=41

Oliver Scheytt

Kulturelle Bildung als Kraftfeld der Kulturpolitik
Bundeszentrale für polit. Bildung
http://www.bpb.de/themen/X1TKWP,4,0,Kulturelle_Bildung_als_Kraftfeld_der_Kulturpolitik.html

Vortrag und Diskussion Andreas von Hören

Moderator: *In der Süddeutschen Zeitung erschien der Artikel „Generation Porno – Wenn man Liebe nicht lernt.“ Dort werden Geschichten erzählt, dass 14-Jährige durch Medienkonsum – oft zusammen mit ihren Eltern beim Abendessen – den kompletten Überblick über alle sexuellen Spielarten schon hinter sich haben. Das ist äußerst erschreckend, aber hoffentlich auch eine Zuspitzung. Andreas von Hören, Diplom-Sozialpädagoge und Medienpädagoge, Gründer und Leiter des Medienprojektes Wuppertal, macht Medienarbeit mit Jungs bzw. Jugendlichen zum Thema Sexualität. Thema seines Vortrages ist: „Der projizierte Held, Videoproduktionen mit Jungen“.*

Andreas von Hören: Ich möchte hier einen „Spaßfilm“ zeigen, einen echten Jungenfilm, der aus unserer Videoproduktion ist. Ich bin Medienpädagoge und leite eine große Videoproduktion in Wuppertal, die mit Jugendlichen Filme macht. Jugendliche von 14 bis Mitte 20 können zu uns kommen und werden bei ihren Videoproduktionen unterstützt. Wir bringen ihnen das Filmen bei, und Leuten, die schon ein bisschen filmen können, helfen wir auf höherem Niveau. Wir bemühen uns darum, dass alle diese Filme ins Kino kommen. In Wuppertal werden die Filme lokal groß präsentiert. Und einen Teil von diesen Filmen vertreiben wir als Bildungsmedien für Schulen im Rahmen der Bildungsarbeit, das heißt, Filme, die bei uns gemacht worden sind, kann man bei uns bestellen. Der erste Film, den ich hier zeige, heißt „Dentophobia“. Er wurde von Jugendlichen, die bei uns mit 15 angefangen haben, kurz vor dem Abitur gemacht, weil sie sich für eine Filmhochschule bewerben wollten. Sie konnten sich dann die Filmhochschule aussuchen. Das ist ein echter Jungenfilm, der ohne Pädagogen gemacht worden ist, und man sieht es dem Film, glaube ich, auch an. [Vorführung des Films]

Es gibt zwei große Themen des Films, des Filmemachens, auch außerhalb des pädagogischen Bereichs. Dies sind eigentlich auch die zwei großen Themen von anderen Künsten: Das eine ist das große Thema Gewalt und Aggression, und das andere ist das große Thema Liebe und Beziehung. Diese Motive wird man zum Beispiel in einem Museum garantiert auch ohne uns Pädagogen finden. Wenn wir pädagogisch handeln, finden wir diese dominanten Themen des Lebens auch bei Jugendlichen. Wir

müssen mit ihnen umgehen, aber sie haben nicht nur die problematischen Seiten, die wir immer eher im Auge haben, sondern auch die, die sich für das Künstlerische besonders eignen. Eine Jungen-Videoproduktion ist zunächst einmal eine Jugend-Videoproduktion. Das heißt, wenn Jungen Filme machen, ist vieles ganz gleich, unabhängig vom Geschlecht. Was unseren Ansatz von Jugend-Videoarbeit in Wuppertal ausmacht, ist, dass wir in den Vordergrund rücken, dass sich Jugendliche künstlerisch und inhaltlich mit Filmen artikulieren. Sie machen Filme, beschreiben Geschichten oder auch Utopien ihres Lebens, fiktional im Spielfilm als Utopie oder dokumentarisch in Reportagen, reflexiv aus ihrem Leben. Wenn Jungen Filme machen, gibt es verschiedene Möglichkeiten, wie solche Jungen-Projekte angelegt sein können. Ich war vor ein paar Tagen auf einer Tagung des Dachverbandes der Medienpädagogen. Da ging es auch um geschlechtsspezifische Arbeit, und eine Kollegin hatte versucht zu recherchieren, was es in Nordrhein-Westfalen eigentlich an Mädchen-Medienprojekten und an Jungen-Medienprojekten gibt. Sie konnte stundenlang über die Mädchen-Medienprojekte referieren, weil einfach die Strukturen von Mädchenarbeit viel stärker vorhanden sind als die Strukturen von Jungenarbeit. Aber sie ist nicht auf die Idee gekommen, ein ganz normales Hip-Hop-Projekt als Jungenprojekt zu definieren, und auf die Idee ist wahrscheinlich auch der Kollege, der das Projekt angeleitet hat, nicht zurückgekommen. Das heißt, es gibt doch eine Menge Jungen, die – mit oder ohne Pädagogen – in Jungengruppen zusammengefasst arbeiten. Nicht alle diese Gruppen reflektieren natürlich das Geschlecht als solches. Das heißt, es gibt zum Beispiel Filmprojekte, in denen Jungen Filme machen, die keinen besonderen inhaltlichen Sinn haben sollen, sondern die als Sinn haben: „Ich will unterhalten. Ich will Spaß haben, ich will Spaß zeigen und ich nutze dafür Film.“ Das ist durchaus legitim, und das ist die Super-Grundlage von Film, auch von uns Filmemachern, die wir diese Filme anleiten. Der Spaß am Film, die Lust an der Darstellung, die Lust, eine Geschichte zu erzählen. Das heißt, es ist schon einmal sehr gut, wenn fünf Jungen so einen Krawall-Film drehen. Wenn man sie frei werben würde hier in Dortmund und sagen würde: „Macht mal Filme zu irgendeinem Thema“, dann wollen sie zuerst solche Filme machen. Wir machen jedes Jahr eine große Aktionswoche, zum Beispiel in Wuppertal, dieses Jahr dürfen da 40 Gruppen mitmachen. Nach einer Woche sind die 400 Jugendlichen – nur aus Wuppertal! – da, die wir dafür brauchen, und es sind genauso viele Jungs wie Mädchen. Das heißt, das Interesse, Filme zu machen, ist erst einmal geschlechtsunabhängig. Das ist unser

großer Vorteil. Es wird nicht so direkt mit einem Geschlecht verbunden wie andere künstlerische Techniken. In einen Film gehen Jungen wie Mädchen, im Kino sieht man Jungen ebenso wie Mädchen, Männer wie Frauen, und auf der Leinwand ist es genauso. Das Interesse am Filmmachen ist dementsprechend auch nicht geschlechtsabhängig. Das heißt, es wollen Jungen wie Mädchen Filme machen, eigentlich auch in denselben Rollen. Die Vorbilder sind natürlich ungleich besetzt. Die großen künstlerischen Rollen des Films sind eher männlich besetzt, wie die großen Rollen in der Welt sowieso männlich besetzt sind, aber das trifft nur auf die Vorbilder zu. Auf die Jugendlichen selber trifft das gar nicht zu. Die Mädels wie die Jungen wollen hinter die Kamera, sie wollen vor die Kamera, sie wollen schneiden, sie wollen alle das Gleiche, und sie müssen ja auch alle das Gleiche machen, um zu ihrem Produkt zu kommen. Was der Film liefert, ist etwas anderes als das, was ich jetzt gerade liefere, weil ich mich jetzt ja nur über Sprache mitteilen kann. Das ist es, was wir Pädagogen meistens als einzige Fähigkeit haben, das heißt, wir vermitteln das, was wir vermitteln wollen, über Reden. Was der Film leistet – und das ist eine große Möglichkeit des Films, auch im pädagogischen Einsatz –, ist die Verbindung von Emotionalen und Kognitivem. Selbst wenn im Film Leute reden, erschließt sich eigentlich der Film oder die Wirkung, die er über den Bauch erzielt, über die Verbindung des Emotionalen, also über die Verbindung von verschiedenen Sinnen. Und das, was man sieht, wird wahrscheinlich länger im Gedächtnis bleiben als das, was im Film geredet wird. Egal, wie ich mich bei meinem Vortrag anstrenge, den Zuhörern etwas Sinnvolles zu erzählen, sie werden heute Abend wahrscheinlich von dem gesehenen Film erzählen. Obwohl der gar nicht so sinnvoll, sondern eher so ein kleiner Pausenfüller war. Aber mit diesem Film wollte ich natürlich motivieren, dass die Zuhörer Filme machen. Das heißt, entscheidend für die Anleitung von Filmarbeit ist nicht so sehr, wie ich mich auskenne mit dem Film, also wie ich das Filmhandwerk verstehe, obwohl auch das nicht unwichtig ist. Ich habe zum Beispiel vor über 20 Jahren damit angefangen, mit Filmgruppen zu arbeiten, und ich war damals genauso überzeugt wie heute, dass ich den bestmöglichen Film mit diesen Jugendlichen produzierte. Das heißt, die Jugendlichen waren damals genauso glücklich mit meiner viel schlechteren Anleitung wie heute, obwohl ich das heute viel, viel besser kann. Für die Jugendlichen ist es eigentlich relativ egal, ob ich noch am Anfang stand oder ob ich heute immense künstlerische und medienpädagogische Kenntnisse habe. Für sie war eigentlich meine Haltung wichtig, wie ich an diese Jugendlichen herantreten bin.

Die zweite Möglichkeit neben diesem unreflektierten Jungen-Videoprojekt ist die Möglichkeit im Film, sich selbst zu reflektieren. Das kann man vor allen Dingen auch im Dokumentarfilm machen. Der Dokumentarfilm wird eigentlich in der Videoarbeit unterschätzt. Wenn man Jugendliche fragt, welchen Film sie machen wollen, dann werden 95 Prozent, wahrscheinlich mehr, sagen: „Ich will einen Spielfilm drehen.“ Weil ihre großen Vorbilder im Spielfilm liegen. Das heißt, wenn sie abends Fernsehen schauen oder ins Kino gehen, sehen sie Spielfilme. Wenn die Eltern oder ein Biologielehrer sie vor irgendeine Dokumentation zerren, dann ist das meistens langweilig und hat wahrscheinlich eher mit dem Liebesleben der Wespen zu tun als mit ihrem eigenen Leben. Dokumentationen sind häufig unterfinanziert und laufen auf Sendeplätzen, die Jugendliche nicht interessieren. Deswegen kennen sie eigentlich die Möglichkeit nicht, dass man sich auch mittels Dokumentation gut darstellen und eine schöne Geschichte erzählen kann. Wenn man schaut, wo die Unterschiede zwischen Jungen- und Mädchen-Produktionen liegen, dann ist es zwar so, dass beide gleich gerne Filme machen, auch in denselben Rollen, aber die Geschichten, die Jugendliche erzählen, sind natürlich unterschiedlich. Sie sind abhängig vom Geschlecht, von der sozialen Herkunft, vom Alter, also von dem, was einen umgibt. Die Möglichkeit, seine Geschlechtsrolle zu reflektieren, hat natürlich durch diese Verquickung des Kognitiven und des Emotionalen eine große Chance im Film. Und wenn wir mit Jungs Filme machen, ist es genau wie bei den Mädchen: Sie wollen erst einmal etwas Fiktionales drehen. Aber wenn man versucht, ihnen beizubringen, dass Dokumentarfilme auch Spaß machen können, das heißt, dass es auch genauso bei den Dokumentarfilmen um die Lust des Filmemachens oder um das Interesse an der Geschichte geht, dann werden daraus plötzlich Filme, die die Jungen selber sich nie zugetraut hätten.

Und dann gibt es ja die großen Themen, und jetzt komme ich auf das Sexuelle und warum man vielleicht mit Jungen Filme machen sollte, das ist nämlich beim Sexuellen anders als bei der Gewalt. Bei einem Gewaltfilm ist es eigentlich ziemlich egal, ob das Jungen oder Mädchen oder ob das eine gemischtgeschlechtliche Gruppe macht. Beim fiktionalen Film ebenso, weil es um eine Utopie geht. Diesen Spaßfilm hätten Jungen und Mädchen inszenieren können. Es ist kein Wunder, dass natürlich ein Junge darauf gekommen ist, so einen Film zu machen, und dass wahrscheinlich wenig Mädchen auf so eine Idee kommen würden. Beim Sexuellen ist es aber so, dass eine Art autonome Artikulation von Jungen in geschlechtsübergreifenden Gruppen, also in Gruppen, wo Jungen und Mädchen zusammen sind, kaum möglich ist. Wir haben angefangen mit

Mädchen protezierenden Filmprojekten zum Thema Sexualität, weil wir dachten, Mädchen müssen unterstützt werden, separiert werden, um sie zu fördern – dieser alte Mädchenarbeitsansatz. Und wir haben eigentlich danach erst gemerkt: Natürlich müssen die Mädchen auch unterstützt werden, aber die Jungen orientieren sich sowieso an den Mädchen. Das heißt, wenn man eine geschlechtsübergreifende Gruppe aus Jungen und Mädchen bildet, die zum Thema Sexualität einen Film machen, werden die Jungen sich massiv an den Mädchen orientieren, und die Gruppen sind oft dominiert von Mädchen. Und das nicht nur inhaltlich. Um aber zu autonomen sexuellen Artikulationen im Film zu kommen, ist es notwendig, dass Jungen untereinander nur als Jungen miteinander reden, nur als Jungen sich selbst reflektieren. Und wir arbeiten dann so, und das ist vielleicht das Besondere an unserem Ansatz von Filmarbeit, dass wir uns nicht dritte Themen suchen, sondern versuchen, dass die Jugendlichen sich in ihren Filmprojekten selbst reflektieren. Das heißt, wir leiten sie dazu an, Filme zu machen, die als Grundlage ihr eigenes Leben haben, also beispielsweise bei Sexualität ihre eigene Sexualität. Wir rufen sie dazu auf, das, was sie in Bezug auf Sexualität wichtig finden – sowohl Probleme als auch schöne Seiten von Sexualität – zum Filmthema zu machen. Nicht das, was irgendjemand auf der Straße oder eine Lehrerin wichtig findet, sondern das, was sie selber als wichtig und spannend empfinden. Bei einem Filmprojekt über zwei, drei Tage, in dem man vielleicht einen Film macht von zehn Minuten zum Thema Selbstbefriedigung, das erste Mal etc., bemerkt man Folgendes: Wenn bei so einem Projekt nur Jungen miteinander arbeiten (das wäre genauso, wenn nur Mädchen miteinander arbeiten), wird schon während der Konzeptphase das Leben, in diesem Fall das sexuelle Leben, reflektiert, da merken die Jungen eigentlich schon, dass sie plötzlich Informationen bekommen, die sie vorher noch nie erfahren hatten. Die Jungen tauschen sich erst einmal über ihre Sexualität aus, unabhängig von dem, was der Maßstab der Mädchen oder der Frauen ist bzw. was sie wissen, was Mädchen oder Frauen gut finden. Das ist beim Sexuellen sehr wichtig. Und dann werden die Erfahrungen, die sie in der Gruppe während dieser Eröffnungsphase machen, als Filmkonzept umgearbeitet und präsentiert.

Inwieweit kann das nur ein Mann mit Jungs machen oder auch genauso eine Frau? Ich kann aus meinem Erfahrungsschatz sagen, dass beides geht. Ich habe schon viele Gruppen nur mit Mädchen gemacht. Es ist nur etwas anders. Nicht, dass eine Frau das nicht genauso kann, im Vordergrund steht erst einmal die Persönlichkeit des Anleiters, ob er die Jugendlichen überhaupt motivieren kann, sich mit sich selbst zu beschäftigen,

und ob er als Filmmacher für voll genommen wird. Aber daneben steht auch noch die Vorbildsituation, ob ich als Mann, der die Jungen anleitet, es auch hinbekomme, offen über Sexualität zu reden. Es gibt nur wenige Männer, die diese Vorbildfunktion überhaupt einnehmen können, weil ganz viele von uns vielleicht noch den besten Schnitt, die beste Montage und die beste Filmeinstellung finden, aber nur wenige von uns ein offenes Gespräch zum Beispiel über Sexualität hinbekommen.

Jungen sind es viel weniger gewohnt, offen über solche intimen Themen zu sprechen. Sie sind es gewohnt, dass ihr erstes intimes Gespräch über ihre Sexualität mit ihrer Freundin oder der Freundin von der Freundin oder der Ex-Freundin stattfindet, aber wahrscheinlich sehr selten unter Jungen. Mädchen sind das sehr wohl gewohnt. Sie tauschen sich schon nach dem ersten Kuss am Telefon drei Stunden aus, wie dieser Kuss denn war oder wie er hätte besser sein sollen oder mit wem man doch besser hätte küssen sollen. Bei den Jungs ist es dagegen häufig so: „Ja, ich hab sie geküsst“, und „Super, das können wir feiern, da können wir den Kasten drauf trinken.“ Aber es geht nicht ins Detail. Die Kommunikation untereinander über intime Geschichten wird bei Jungs viel weniger positiv bewertet als bei Mädchen, wo das als eine Selbstverständlichkeit gilt. Wenn man mit Jungen dies tut, dann in einem Filmprozess und nicht als pädagogische Methode, denn wenn wir mit Jungen über Sexualität reden, hat das ja *nur* den Grund, dass dieses Gespräch die Grundlage der Filmproduktion ist. Dieses Gespräch ist quasi ein Filmkonzeptgespräch und bedeutet nicht: „Wir reden jetzt mal über unsere Sexualität und reflektieren irgendwelche Probleme von uns.“ Dann lernen sie plötzlich, dass das spannend sein kann, und lernen diese Art von Kommunikation zu weichen Themen, die bei Jungen, wenn man sie mal ein bisschen über einen Kamm schert, unterrepräsentiert ist. Wo Mädchen in der Kommunikation viel weiter sind, müssen wir bei Jungen versuchen, auf der einen Seite solche Filme zu machen, die ihrem Interesse nachkommen, Helden zu sein, mit Heldenrollen zu spielen. Aber auf der anderen Seite sollten wir die Sachen zeigen, die sie vielleicht noch gar nicht in dem Maße kennen, weil sie noch nicht gelernt haben, dass die schön sein können. Ihnen neue Erfahrungen zu ermöglichen, zum Beispiel dass es auch Spaß machen kann, wenn sie Filme machen, die sie selbst und ihre Geschlechtsrolle und zum Beispiel Sexualität reflektieren. Der Vorteil beim Thema Sexualität ist: Es hat diesen Kribbelfaktor. Deswegen rate ich allen dazu, solche Filmprojekte zu machen. Man kommt sofort auf eine Ebene, in der Neugierde kommt, bei den Mädchen sowieso (deswegen reden sie ja so viel untereinander über diese Themen), aber auch bei den

Jungs. Die müssen erst einmal spüren, dass man da spannende Geschichten hören kann, dass es spannend ist, diese Geschichten auch zu erzählen, dass man nicht der nächste Mobbing-Fall in seiner Klasse ist, weil man sie erzählt. Sondern dass man auch dann, wenn man etwas Schönes oder etwas Problematisches erzählt, damit beim Publikum landet, wenn es ehrlich ist. Und das unterscheidet diese Filme dann im positiven Sinne von Fernsehproduktionen. Sie sind näher, tiefergehend, emotionaler und authentischer als ein Film, den ich über Jungen oder Mädchen mache, weil sie ihn über sich selbst machen und damit selbstbestimmter und dynamischer sind, wenn sie diese Filme machen.

Moderator: Spüren Sie, dass die inszenierte Sexualität, die für viele Kinder und Jugendliche ja selbstverständlich ist, was Medienkonsum angeht, einen Einfluss hat, wenn sie in so einer Medienarbeit ihre eigene Sexualität reflektieren?

Andreas von Hören: Natürlich. Alles, was Jugendliche wie Erwachsene umgibt, also die Sehgewohnheiten, das, was rezipiert wird, wird in Filmen umgesetzt. Aber das trifft ja nicht nur auf Jugendliche zu. Wenn Jugendliche Pornofilme anschauen und Sexuelles mehr wahrnehmen, wird das ein Teil ihrer Art und Weise von Filmen sein, die sie selber gestalten. Aber was ist daran so schlimm? Ich bin Abonnent der Süddeutschen und habe den eingangs erwähnten Artikel über diese „Generation Porno“ auch gelesen. Da wird etwas zum Problem hochgespielt, und natürlich sind es wieder die Jungen als Problem. Drei Wochen vorher gab es wahrscheinlich einen Stern-Titel über die Gewalt von Jungen, und über die Computerspiele, und wenn dann wieder ein paar Schüler durchdrehen und Leute umbringen, dann haben sie das durch die Rezeption von Videospielen gelernt. Natürlich rezipieren Jugendliche medial Sexualität und Gewalt. Das haben sie auf andere Weise schon immer genauso getan. Dass daraus eins zu eins Gefahren erwachsen, ist nie erwiesen worden, und das sehe ich auch erst einmal nicht so. Es problematisiert zudem auch einseitig ein Geschlecht. Deswegen haben die Mädchen in diesen Gruppen auch diese Vorteile. Sie können immer wunderbar aus ihrem Opfer-Status heraus nach oben kämpfen. Die Jungen hingegen haben immer das Gefühl, ihnen wird von oben etwas weggenommen, damit sie tolle neue Jungen-Identitäten bilden müssen, und das merken sie natürlich. Übrigens kommt diese Kritik an der „Generation Porno“ oft von Leuten, die genauso Pornos rezipieren wie die Jugendlichen.

Diskussionsteilnehmer: Die Jungen orientieren sich an den Mädchen, auch im Sexuellen. Aber was macht man als Erstes, wenn zum Beispiel sechs Jungen einen Film über Sexualität machen wollen?

Andreas von Hören: Man muss nicht so tun, als ob man irgendetwas anders machen würde, wenn sechs Mädchen so einen Film machen. Ich mache genau das Gleiche. Manchmal sind es ja gemischte Gruppen, mit denen man anfängt zum Thema Sexualität. Da kommen nicht die zehn Jungen, sondern die fünf Jungen bringen fünf Mädchen mit. Und dann sagen wir: „Okay, wir basteln erstmal ein Konstrukt für einen Film zum Thema Selbstbefriedigung.“ Aber wie sollen diese zehn Jungen und Mädchen über Selbstbefriedigung reden? Das müssten ja Superhelden sein, wenn da sofort intime Gespräche zustande kommen würden. Man versucht also, ein gemeinsames Konzept zu machen, wobei man noch nicht so intim wird. Dann trennt man sich in zwei Gruppen, spricht intim miteinander, reflektiert seine Sexualität, dokumentiert sie, und dann schneidet man es wieder gemeinsam zusammen. Genau so einen Film haben wir zum Beispiel zum Thema Selbstbefriedigung gemacht. Diese Reflexion der eigenen Geschlechtsrollen und den Blick auf die fremde Geschlechtsrolle führt man dann zusammen, und das ist ja auch das Normale. Das Leben von Jungen ist ja so, dass nicht nur Jungen untereinander alleine leben und Mädchen, sondern sie orientieren sich aneinander und sind im Normalfall zusammen. Aber wenn man sie einmal zu sich selbst kommen lassen will, dann ist es gut, sie sich – phasenweise zumindest – in Gruppen trennen zu lassen. Das müssen wir übrigens gar nicht pädagogisch erzeugen. Wir machen gerade eine Video-Aktionswoche zum Thema „Schwach“, und da kommen reine Jungengruppen, ohne dass ein Pädagoge sagt: „Hört mal, das ist sinnvoll für euch, wenn ihr als reine Jungengruppe kommt, weil dann könnt ihr Autonomie und alle diese kooperativen Prozesse lernen, die wir hier in Tagungen lernen.“ Die Jungen machen das, weil sie fünf Freunde sind. Und wenn fünf Mädchen kommen, machen diese das auch, weil sie fünf Freundinnen sind, und sie haben ihren Spaß daran, ohne dass ein Pädagoge sagt: „Das ist jetzt aber geschlechtsspezifische Arbeit.“ Seit Jahrzehnten machen sie genau das, weil fünf Mädchen wahrscheinlich einfach eine gute Freundesgruppe sind. Manchmal wollen die gar keinen Jungen dabeihaben, und manchmal wollen die Jungen gar kein Mädchen dabeihaben. Das könnten die Jungen und die Mädchen auch begründen. Außer dass man alle diese Themen des Lebens da wunderbar bearbeiten kann und dass es so eine massenwirksame Methode ist, die jedem auch Spaß macht, ist das Tolle am Film, dass das Filmemachen schon diese

Elemente von Aktion und Beziehung zusammenbringt. Aktion ist ja das, was wir klassisch mit den Jungen verbinden, und Beziehung ist das, was wir klassisch mit den Mädchen verbinden. Ein Film geht aber nur mit beidem, und beides wird auch stattfinden, egal welchen Film ich drehe. Auch wenn ich einen Film über Sexualität drehe, einen Dokumentarfilm, ist da Aktion und Beziehung drin. Ein Prozess des Filmemachens hat immer diese Elemente von Kooperation, mit Reflexion miteinander in Beziehung treten, und es geschieht etwas. Und deswegen ist es gar nicht so verwunderlich, was man in den Zeitungen immer liest: dass Leute Beziehungen im Filmgeschäft anknüpfen. Das findet aufgrund dieser Intensität des Filmemachens statt. Das erleben wir genauso, wenn wir mit zehn Jugendlichen einen Film machen. Dann ist es häufig so, dass beispielsweise der Mehmet mit einem Mädchen ein Paar bilden soll. Oder es sind vielleicht auch der Kameramann und eine Schauspielerin, die drei Tage später die Arm in Arm zusammen kommen. Das würde vielleicht auch bei einem Sportprojekt so sein. Bei den Filmprojekten sind es allerdings viel mehr, und nicht nur bei den Jugendlichen, sondern bei den Erwachsenen genauso. Das ist auch der Spaß daran, es kommt unserem Bedürfnis nach Neugierde entgegen. Ich mache das jetzt ja schon seit langen Jahren. Und man denkt immer: „Mann, wann hörst du damit auf?“ „Wann machst du was Vernünftiges“, würden meine Eltern sagen. Und ich sage: „Ich höre so viele Geschichten, die ich sonst nie hören würde.“ Ich komme so nah heran an Geschichten, die als Zweck natürlich diese Filmgeschichten sind und die wichtige medienpädagogische Projekte schaffen sollen, aber ich komme so nah heran und bekomme intensive Prozesse mit, die ich sonst, außerhalb des Filmemachens, nicht mitbekommen würde. Und das ist auch die Grundlage, warum andere Leute sich in diesen publizierenden Medien bewegen: dass sie tief hineingehen in Persönlichkeiten, Abläufe, Biografien. Und das ist bei den Jugendlichen eigentlich ganz genauso.

Diskussionsteilnehmerin: Wir haben auch einmal ein Projekt zusammen gemacht, in dem Jungen über Beziehungen gesprochen haben. Das waren Jungen, die waren 13, 14 und 15 Jahre alt, also Jungen, von denen ich vorher gedacht habe: „Das geht ja nie, dass die über Beziehungen und Gefühle und so weiter sprechen.“ Und die haben, wie es aussah, wirklich ganz offen ihre eigenen Beziehungserlebnisse dort besprochen und erzählt, und dieser Film ist auch offen gezeigt worden, das heißt in einem kleinen Kino vor einer gewissen Öffentlichkeit. Du sagst, dass eure Filme in der Öffentlichkeit gezeigt werden. Und in den Filmen, die ihr gemacht habt und die ich auch gesehen habe, zum Beispiel zum Thema Selbstbefriedigung – sehr intim und auch sehr privat –, werden

sehr private Geschichten von den Jungen erzählt. Du sagst, dass die Jungen stolz auf die Filme sind, wenn diese in der Öffentlichkeit gezeigt werden. Das ist ihnen nicht peinlich, sondern ganz im Gegenteil, sie sind stolz darauf. Ich hatte erst Sorge, als wir den Film zusammen gemacht haben und ich ihn gesehen habe. Ich hatte angenommen, die Jungen genieren sich bestimmt, wenn sie das zeigen. Aber ich habe auch die Erfahrung gemacht, dass sie stolz darauf sind. Wie kommt das denn? Sind das alles Vorurteile, dass Jungen sich immer genieren, wenn sie ihre Gefühle oder solche intimen Sachen auch zeigen?

Andreas von Hören: Ich glaube, die Angst bis zur Uraufführung bleibt keinem erspart. Aber nur, bis sie einmal erlebt haben, dass sie eine positive Bestätigung kriegen, ohne dass ein Lehrer sagt: „Hast du super gemacht, Mehmet.“ Der Lehrer, der immer sagt: „Hast du gut gemacht“, egal ob es wirklich gut war. Die Jugendlichen setzen sich selbst diesem Rudel Wölfe aus, sie setzen sich dem Publikum aus, das eine Emotion bringen wird. Das heißt, die Leute werden klatschen oder es schlecht finden und ruhig sein oder lachen, wenn gelacht werden soll, oder über Leute lachen, wenn sie eigentlich nicht lachen sollten. Und dass das, von der Filmidee quasi bis zur Aufführung, nicht nach hinten losgeht, das haben sie ja noch nicht erfahren. Wenn sie etwas erzählen, wo es ihnen weh tut, oder wo es intim und sehr persönlich ist, dass sie das nicht am nächsten Tag auf dem Schulhof um die Ohren gehauen bekommen, sondern dass ganz im Gegenteil so etwas positiv gesehen wird. Weil die anderen anerkennen, dass da einer nicht ein Spiel mit etwas treibt, sondern es ernst nimmt. Deswegen ist es ganz wichtig, dass der Film nicht als erstes bei YouTube gezeigt wird, sondern dass sie auch dieses emotionale Gefühl einer Filmpremiere in einem Kino haben. Die machen wir zum Beispiel von der bereits erwähnten Video-Aktionswoche zum Thema „Schwach“, an der 40 Gruppen teilnehmen. Da kommen 500 Leute. Abgesehen vielleicht von der Berlinale würden sich wahrscheinlich alle Filmfestivals in Deutschland wünschen, so ein Publikum zu haben. Sowohl was die Menge angeht als auch die Art und Weise, diese Filme zu feiern. Bei einer anderen Videoprojektreihe, zu der es eine Filmvorführung gab, ging es um das Thema „behinderte Liebe“. Dabei haben wir mit jungen Menschen mit Behinderungen ebenfalls geschlechtsspezifisch zum Thema Sexualität gearbeitet. Die Aufführung fand im Wuppertaler Cinemaxx statt. An den beiden Aufführungstagen kamen jeweils mehr als 300 Leute. Diese Unruhephase davor haben alle. „Hätte ich das wirklich erzählen sollen, dass ich zu der Prostituierten gelaufen bin und keinen hochgekriegt habe?“, sagte zum Beispiel einer. Mancher würde denken: „Mensch,

Andreas, hättest du das nicht rausschneiden können oder so was?“ Und man würde sofort reagieren und sagen: „Ich muss den vor sich selbst schützen.“ Aber Entwicklung heißt auch immer Grenzen überschreiten. Ich muss natürlich schauen, dass derjenige versteht, was für eine Publikation er da gerade macht. Aber meine Erfahrung ist: Es macht sie stark. Es macht sie stark, sich einmal präsentieren, ihre Geschichten erzählen zu können. Sowohl ihre tollen Geschichten des Heldentums im Alltag als auch ihre Geschichten, in denen etwas mal nicht gelingt. Und in beiden sind sie hinterher die Helden. Ob sie von Verletzungen erzählen oder ob sie Heldengeschichten erzählen, sie sind hinterher in beiden Fällen für das Publikum die Helden.

Vortrag Jens Niemeier und Diskussion

Mein Name ist Jens Niemeier, ich arbeite freiberuflich als Theaterpädagoge. Theaterpädagogik begreift Theater als Medium und versucht, pädagogisch *mit* dem Medium Theater zu arbeiten in dem Sinne, dass man beispielsweise Schauspielübungen – typische Dinge, die Schauspieler lernen, also die Eigenwahrnehmung, die Fremdwahrnehmung, Umgang mit Emotionen etc. – mit Kindern, Jugendlichen und auch Erwachsenen durchführt. Durch Zufall bin ich dazu gekommen, einen Jungen-Theaterkurs anzubieten. Ich habe ein Praktikum am Schauspielhaus Bochum gemacht. Dort gibt es das „junge Schauspielhaus“, wo man sich um Fortbildungen für Jugendliche kümmert. Es kam die Frage auf, warum eigentlich unter den 20 Leuten im jungen Ensemble nur zwei Jungs sind. Und dann hatte einer der FSJ'ler, die dort arbeiten, die Idee: „Warum machen wir nicht einfach mal einen Jungenkurs?“ Gemeinsam haben wir einen solchen Kurs organisiert. Es gab eine Riesenresonanz. Wir hatten mehr als 20 Anmeldungen und konnten natürlich nur 20 Teilnehmer annehmen. Wir haben uns überlegt, was wir mit den Teilnehmern machen wollen, aber als wir dann angefangen haben, haben wir gemerkt, dass der Kurs eine ganz andere Dynamik entwickelte, als wenn man mit geschlechtsgemischten Gruppen arbeitet. Es spielte sich genau das ab, was Jens Riederle in seinem Vortrag berichtet hat. Zunächst war eine gewisse Angst da: „Was passiert denn jetzt hier?“ Alle hatten sich freiwillig angemeldet, aber es gab mit Sicherheit auch Teilnehmer, bei denen die Eltern gesagt hatten: „Meld' dich da mal an.“ Manche Teilnehmer standen da und sagten: „Was geht denn hier ab hier? Mache ich, alles klar. Soll ich irgendwas spielen? Zeige ich euch.“ Auf der anderen Seite gab es auch Jungs, die gesagt haben: „Äh, ich soll jetzt hier spielen? Was, wie spielen?“ Beide Gruppen waren in gewisser Weise überfordert. Es gab allerdings auch Teilnehmer mit Vorerfahrungen. Und dann fingen wir an, mit diesen Jugendlichen zu arbeiten. Nach einer Stunde haben wir gesagt: „Okay, wir machen mal eine Pause.“ Und der FSJ'ler und ich haben uns zusammengesetzt und festgestellt, dass wir unser Konzept über Bord werfen müssen. Wir haben unsere Zettel genommen, weggeworfen und gesagt: „Okay, wir müssen jetzt Sachen zur Gruppendynamik machen.“ Gerade in diesem Kurs gab es ganz viele typische Beispiele dafür, in welchen Bereichen die Jugendlichen sich gegenseitig beweisen wollen. Es gibt viele theaterpädagogische Übungen, in denen es vermeintlich

darum geht, der Beste zu sein. Einige von Ihnen kennen sicher das Spiel „Ochs vorm Berge“. Ich erkläre es ganz kurz: Einer steht hinten an der Wand, dreht sich um und sagt: „Ochs vorm Berge, 1, 2, 3“. Dann dreht er sich wieder Richtung Gruppe. Während er sich zur Wand dreht, müssen die anderen Jugendlichen auf diesen „Ochsen“ zulaufen, und in dem Moment, wo er sich umdreht, müssen alle stehenbleiben. Wenn er sieht, dass sich noch jemand bewegt, muss der- oder diejenige wieder an die hintere Wand zurück. Das geht so lange, bis irgendeiner den Ochsen fangen kann, und zwar der, der niemals dabei gesehen worden ist, wie er läuft. Dieses Spiel verstehen Jungen – wir haben das ausprobiert – sofort als Wettkampf. Sie schubsen sich gegenseitig, während der andere nicht guckt, oder ziehen noch jemanden, so dass der andere es dann nicht schafft. Wir haben uns überlegt, dass wir das ändern müssen, und haben die Übung dahingehend abgewandelt, dass wir gesagt haben: „Okay, wir machen jetzt was ganz anderes. Die Gruppe muss einen Gegenstand nach vorne bringen, und zwar gemeinsam, zu dem Ochsen.“ Es ging nicht mehr darum, wer den Gegenstand hat und wer als erster da ist. Da hat man gemerkt: Beim zweiten oder dritten Anlauf liefen die Jungen als Pulk. Und sobald einer ausfiel, weil er gesehen worden ist, hat er schnell den Gegenstand jemand anderem gegeben, und so kamen sie dann als Pulk vorne an. Für mich ist es ganz wichtig geworden, Teamarbeit zu machen. Die Jungen sollen merken, dass sie im Team viel mehr erreichen können. Das war ganz wichtig bei der Arbeit, und ich fand es interessant, einfach zu beobachten, dass es einmal viel wichtiger ist, in dieser homogenen Gruppen solche Teamarbeit zu machen. Weil der Kurs so einen guten Anklang gefunden hat, hat das Schauspielhaus entschieden, noch einen Kurs anzubieten. Und so hat sich das weiterentwickelt. Es fanden immer mehr Kurse mit Jungen statt, und es haben sich dann tolle Situationen ergeben, zum Beispiel für Jungen, die in der Schule immer ganz weit außen gestanden haben. Ich möchte Ihnen einfach kurz Beispiele nennen, denn über den theoretischen Teil haben wir ja gerade schon viel gehört. Was mich erstaunt hat, war, dass die Umfrage, die vorgestellt wurde, für die Jungen in meinen Kursen absolut unrepräsentativ ist (oder ich habe eben nur unrepräsentative Gruppen). Das fand ich sehr interessant. Es gab einen Workshop, der nur über 12 Stunden ging. 12 Stunden sind natürlich wenig Zeit, um mit Jungen etwas zu erarbeiten. Wenn ich nur so wenig Zeit habe, dann mache ich gerne Improvisationstheater. Das bedeutet, dass die Jugendlichen auf Zuruf vom Publikum irgendetwas improvisieren. Zum Beispiel: Hier vorne im Publikum nennt mir jemand einen Beruf, und der Beruf ist Jungenarbeiter. Dann müssten die Jungen eine Szene zu

einem Jungenarbeiter spielen. Oder ein Werkzeug, und jemand sagt Hammer. Dann müssten sie eine Szene mit einem Hammer spielen. Das heißt, sie können in dem Moment ihre eigene Welt erschaffen, wie Rudolf Preuss das schon gesagt hat. Ich fand interessant, dass beim Improvisationstheater genau diese Möglichkeit da ist. Die Jungen können machen, was sie wollen, ich würde da niemals reglementieren. Und in diesen zwölf Stunden habe ich ihnen die einfachen Grundprinzipien erklärt: aufeinander achten, zu allem immer Ja sagen, nicht blocken. Wenn die Jungen auf der Bühne stehen und einer guckt den anderen an und sagt: „Eh, was hast du denn da?“, und dann sagt der Nächste: „Wie, ich hab doch gar nichts“, dann ist das geblockt. Man muss immer das annehmen, was einem entgegengebracht wird. Man kann dann sagen: „Ja, ich weiß, ich hab schon fünfmal versucht, den auszudrücken, ist okay.“ Dann hat man das angenommen, was gesagt worden ist. Das sind die Grundprinzipien, die ich den Jungen erklärt habe, und dann spielen sie. Der Workshop ging über drei Tage, jeweils vier Stunden. Am ersten Tag haben wir am Ende ein paar Szenen improvisiert, und ca. 70 Prozent davon waren wirklich Gewalt. Die Jungen kamen auf die Bühne und der Erste sagte: „Hey!“, und machte Schussgeräusche. Der Nächste kam auf die Bühne: „Ha, ich bring dich um.“ Es gab ganz viele Gewaltszenen. Und gegen Ende dieser ganzen Improvisation, die ich einfach habe laufen lassen, sagte irgendeiner: „Boah, voll langweilig. Warum bringen wir uns eigentlich die ganze Zeit gegenseitig um?“ Ich habe nichts reglementiert, sondern die Jungen haben sich auf einmal selber reglementiert. Am dritten Tag haben wir eine Präsentation vor Publikum gemacht. Die erste Szene, die gespielt wurde, war eine Modenschau. Es waren nur Jungen, wohlgemerkt, aber es war nicht so, dass sie affektiert und albern auf der Bühne herumliefen: „Hach, guckt mal, wie toll ich aussehe“. Vielmehr haben sich zwei der Jungen hingestellt und diskutiert: „Hör mal, du hast doch für den Josef dieses eine Stück da geschneidert. Sag doch mal ganz schnell, du hast eben doch gesagt, er soll Größe 45 haben, jetzt hast du aber 43 geschneidert, was machen wir jetzt?“ Es ergab sich eine Diskussion, bei der man denkt: „Was hat das mit Jungen zu tun?“ Aber genau das ist passiert. Und es gab in diesem besagten Kurs einen Jungen, der war ganz in sich gekehrt und stand sehr außerhalb der Gruppe, vor allem am ersten Tag noch. Es war schwierig, darauf zu reagieren und ihn nach und nach einzubinden, ohne dass man immer zu ihm hingehen musste und sagen: „Komm, Michael, jetzt mach doch mal mit.“ Man hat ihn erstmal in Ruhe gelassen, er hat zugeschaut und gemerkt: „Mensch, die anderen machen das ja auch alles mit.“ Und dann hat er selber auch ein paar Sachen mitgemacht und gemerkt, dass

das Spaß macht und es auch eine ganz interessante Geschichte ist, die da passiert. Wir haben auch eine kleine Sache inszeniert, und zwar einen chorischen Vortrag, in dem abwechselnd gemeinsam und einzeln in verschiedenen Emotionen gesprochen wurde. Der Junge hatte in diesem Vortrag die Rolle, eben immer aus der Rolle zu fallen. Und das haben wir auch geprobt: Alle haben gemeinsam gesprochen, und dann wäre eigentlich sein Part dran und er stand dann zunächst einfach nur da und sagte schließlich: „Ach, äh, ja, drittens ...“ Durch solche und ähnliche Dinge ist er eben immer wieder aus der Rolle gefallen. Die Leute haben natürlich gelacht, das war auch Sinn der Sache. Nach dieser Show kam der Vater zu mir: „Hören Sie, Herr Niemeier, es tut mir so leid, dass mein Sohn das alles versaut hat.“ Ich habe gesagt: „Wissen Sie, das hat der gespielt. Das war so gewollt.“ Und da ist er aus allen Wolken gefallen, weil er seinem Sohn das zum einen vielleicht gar nicht zugetraut hat und ihm das zum anderen einfach voll abgenommen hat. Und, was interessant ist, dieser Junge ist jetzt auch im Jungen-Ensemble und spielt bei großen Produktionen des Jugendbereiches im Schauspielhaus mit. Und dieses war der erste Kurs, den er belegt hatte. Ihm wurden wirklich die Augen geöffnet. Es ganz toll, wenn man so etwas miterlebt. Man versucht eben immer, vor der Energie zu sein. Das ist ein gutes Stichwort: Ich versuche auch immer, die vorhandene Energie einfach nur aufzunehmen und dann die Kreativität von den Jugendlichen selbst sprudeln zu lassen. Ich versuche, nicht zu sagen: „So, wir machen jetzt mal das und das.“ Ich sage stattdessen: „Bringt ihr doch mal was mit.“ Und am dritten Tag kommt dann einer an: „Ja, ich habe hier so eine, so eine Betriebsanleitung für ein Waffeleisen.“ Und das haben wir dann vorgeführt. Sie haben sich also wirklich mit zehn Leuten hingestellt und diese Betriebsanleitung chorisch vorgetragen, das war urkomisch. Solche Ideen kommen dabei heraus. Da war nicht mehr viel übrig von dieser Gewalt, von der gesprochen worden ist. Das ist natürlich alles noch vorhanden, aber die Gruppenfindung bei einer homogenen Gruppe mit Jungs hat eine ganz eigene Dynamik. Für mich ist das eine ganz andere Arbeit. Ich arbeite auch viel mit geschlechtsgemischten Gruppen. Die Dynamik ist einfach eine andere. Es herrscht auf einmal eine riesige Solidarität untereinander. Wenn einer aus der Gruppe nichts zu essen mithatte, war das überhaupt kein Problem. Dann haben alle ihre Kekse und andere Lebensmittel rausgeholt: „Hier iss was“. Das hat sich ganz schnell zusammengefunden. Ich finde es sehr schön und begrüße es, dass die Arbeit so gut angekommen ist. In dieser Spielzeit gibt es schon zwei Kurse am Schauspielhaus Bochum, und zwar einen Workshop und einen Jugendclub. Das heißt,

die Jugendlichen arbeiten wirklich fünf Monate lang an einem Stück. Wir fangen, ca. Ende Oktober an und entwickeln gemeinsam ein Stück. Ich will keines vorgeben, sondern habe sofort gesagt: „Wir machen eine Eigenproduktion.“ Das heißt, wir machen mit eigenen Texten oder mit Texten, die die Jugendlichen interessieren, oder mit Musik oder Tanz oder sonst etwas, worauf sie Lust haben, ein Stück. Das steht erst einmal unter dem Titel: „Junge, Junge“. Ich bin sehr gespannt, was dabei herauskommt, und Sie sind natürlich herzlich eingeladen, sich Ende März das Stück im Schauspielhaus Bochum anzuschauen. Sie können gerne auf der Homepage nachlesen, wann es aufgeführt wird. Vielen Dank.

Diskussionsteilnehmer: Ich arbeite bei der LAG Jungenarbeit. Ich wollte Sie fragen: Mögen Sie Jungen? Mit Jungen arbeiten?

Jens Niemeier: (...)

Diskussionsteilnehmer: Das wollte ich nur hören. Man kann mit Jungen arbeiten, wenn man sie mag. Ja.

Ein weiterer Diskussionsteilnehmer: Warum war Ihnen das so wichtig?

Diskussionsteilnehmer: Um es noch einmal zu sagen: Ich kann nur mit Jungen arbeiten, wenn ich Jungen mag in ihrem Verhalten, wenn ich das aushalten kann, mit welcher Energie sie hier antanzen oder nicht antanzen. Wenn ich die nicht leiden kann, weil sie nicht so sind, wie ich sie gerne hätte, dann habe ich immer ein Problem mit mir selber: „Was macht denn dieser Typ jetzt hier schon wieder? Der nervt mich ja so, der macht das Spiel nicht mit oder kommt zu spät oder macht immer Sperenzchen.“ Ich muss es selbst mögen und sagen: „Ein bisschen kenne ich das ja von mir auch.“ Ich arbeite manchmal mit Lehrern und Lehrerinnen, und das sind die einzigen, die immer zu spät kommen, das machen die gerne. Sie fordern immer, pünktlich zu sein. Also muss ich mich mit mir auseinandersetzen. Wenn ich mich mag, dann mag ich auch die Jungen, mit denen ich arbeiten kann. Und dann arbeite ich immer vor der Energie, das wollte ich aber nur mal so herausgestellt haben.

Diskussionsteilnehmerin: Ich hab noch eine Frage an Jens Niemeier. Du hast von dem sehr positiven Beispiel erzählt, dass sich am Schauspielhaus Bochum 20 Jungen angemeldet haben, das ist ja was Besonderes. Und wir haben ja zusammen auch schon eine ganz andere Erfahrung gemacht, dass wir nämlich eigentlich das gleiche Konzept machen wollten und das auch offen gemacht haben im Essener Norden, wo wir eine ganz andere Klientel hatten. Da haben sich, glaube ich, fünf Jungen

angemeldet. Ich stelle mir immer wieder die Frage: Wie bekommen wir die Jungs denn da hin? Im Vorgespräch haben wir festgestellt, dass sie, wenn sie dann da sind, Lust haben dabeizubleiben, weil auch und gerade diese offene Arbeit ihnen wohl sehr liegt. Hast du eine Idee, wie wir alle, die auch kulturschaffend sind, sie überhaupt dazu bewegen können, das auszuprobieren? Wir haben ja vorher auch schon festgestellt, dass das in einem freiwilligen Bereich sehr schwierig ist. Ich will die Frage insgesamt in den Raum stellen, vielleicht haben auch andere Ideen dazu.

Jens Niemeier: Das kann ich natürlich nur bestätigen. Es ist ganz schwierig, gerade wenn man das heute auf dieser institutionellen Basis macht. Mir ist auch schon aufgefallen, dass sich da kaum Jugendliche oder auch Jungen anmelden. Die Anmeldungsrate, gerade auch am Theater, ist unter Jungen sehr gering. Auf zwanzig Mädchen, die sich für irgendetwas anmelden, melden sich drei Jungen an. Und das kann ja viele Gründe haben. Ich glaube, es ist einfacher, wenn man zum Beispiel in eine Schule hineingeht und sagt: „Okay, ich zeig euch mal, was wir machen wollen.“ Also, man zeigt ganz kurz einmal Improvisationstheater, damit sie damit etwas anfangen können. Oder man redet vorher mit den Lehrern, und die erklären vielleicht: „Leute, das und das macht ihr da und das und das kann man da lernen.“ Manchmal fehlen mir auch die Worte dafür, dass sich dann so wenig Leute anmelden. Und das war auch sehr ärgerlich. Wir hatten überlegt, dass wir so einen Kurs machen, und wir haben wirklich zwei Anläufe probiert. Es haben sich vier oder fünf Teilnehmer angemeldet, und das ist einfach schade, dass der Kurs dann nicht zustande kommt. Und ich habe in Essen 14 Schulen angeschrieben, direkt an den Schulleiter, bereits mit Kopien, und ich habe dem Schulleiter persönlich das pädagogische Konzept beschrieben. Nicht eine Schule hat sich zurückgemeldet, nicht eine Schule hat das ausgehängt, nicht eine Schule hat irgendetwas unternommen. Das ist natürlich auch schon eine schlechte Basis. Und ich war einfach sehr enttäuscht darüber. Ich habe auch kurzfristig noch einmal bei den Schulen angerufen und habe gefragt: „Brauchen Sie noch Flyer?“ Und dann hieß es nur: „Ach, der Brief, den haben wir doch weggeschmissen.“ Und das ist natürlich schade. Also muss man doch wieder persönlich hingehen und sagen, wie wichtig das eigentlich ist. Und das Traurige ist, dass das, was man da macht, nicht an Noten messbar ist. Es ist nicht so „Ja, ah, das hat er jetzt gelernt“, sondern sie lernen im Prinzip fürs Leben und für sich selbst. Und was sie da mitnehmen, das ist bei jedem unterschiedlich. Ob sie eine bessere Selbstwahrnehmung haben oder eine bessere Fremdwahrnehmung. Was eben ganz

wichtig ist, auch gerade in Bezug auf das, was Josef Riederle gesagt hat über die verschiedenen Positionen – der eine steht ganz cool da, der andere ganz niedrig. Im Theaterbereich sagt man, das ist der Status. Und man macht es für diese Jungen auch dadurch interessant, dass sie einmal einen ganz anderen Status spielen als den, den sie sonst einnehmen. Das habe ich in den Kursen auch oft gemerkt. Wenn der Junge, der sonst immer den Obercoolen spielt, obwohl er es vielleicht gar nicht ist, einmal jemanden spielt, der ganz unten auf der Leiter sitzt, und der Junge, der hier stand und normalerweise ganz schüchtern ist, dem anderen etwas befiehlt, dann bekommen die beiden eine andere Sicht auf die Dinge. Und es ist ganz interessant, dass es durch diese zweifache Existenz, nämlich als Spieler in einer Rolle und als Spieler – ich spiele eine Person, aber ich bin trotzdem real –, dass durch diese zweifache Existenz des Seins dieser Jungen, das gilt aber auch genauso für Mädchen, sie dadurch natürlich eine viel bessere Wahrnehmung von sich und von anderen bekommen.

Diskussionsteilnehmer: Die Frage „Warum kommen sie und warum kommen sie nicht?“ ist eine Frage des Marketings. Ich muss mir dessen bewusst sein, dass ich ein Marketing brauche. Ich muss mich verkaufen. Und Beziehungen unter Jungs und Beziehungen zu einem Trainer entstehen nicht dadurch, dass ich ihnen ein Papier gebe. Beziehung entsteht dadurch, dass ich Beziehung spüre. „Was ist das für ein Typ?“ „Was ist das für ein Arschloch, der da steht?“ „Kann man mit dem was anfangen?“ „Oder ist das eine Pappmasche?“ (*Lachen*) Das will er herausfinden. Und wenn er ihn schon kennt und wenn man ihm einmal gesagt hat: „Ey, der Niemeier kommt wieder, geil“, dann hat er schon gewonnen. Aber das muss deutlich werden. Das ist ein wichtiger Teil von Marketing. Und wenn ihr einen Preis kalkuliert, denkt daran: Die Marketingzeit braucht ihr. Tatsächlich zu jeder Schule hingehen. Nicht nur einen Flyer hinschicken, das nützt überhaupt nichts. Du musst hingehen, und am besten ist, du hast irgendeine Chance bei einem Projekttag oder etwas Ähnlichem, dich kurz vorzustellen, damit sie dich erleben. Das ist eine Möglichkeit. Und das andere ist wirklich, dieses Marketing ernst zu nehmen, zu sagen: „Ich muss die Jungs für mich gewinnen.“ Und dazu muss ich ein Typ sein, und dazu gehört auch unbedingt das, was Michael gesagt hat: Wenn ich die Jungs nicht mag, kann ich spielen, was ich will, da kann ich anbieten, was ich will, die wären ja saublöd, wenn sie zu mir gehen würden. Und das sind sie nicht, zum Glück.

Ein weiterer Diskussionsteilnehmer: Was ist für die Jungs wichtig in dieser homogenen Gruppe? Warum keine Mädchen dabei? Kannst du das noch einmal auf den Punkt bringen?

Jens Niemeier: Das ist natürlich schwierig. Ich will auch direkt sagen: Das kann man nicht verallgemeinern. Das ist auch bei jeder Gruppe und natürlich auch bei jedem individuell total unterschiedlich. Wenn man fragt: „Warum habt ihr euch angemeldet?“, dann kommen Antworten wie „Ja, ich wollte unbedingt schon mal Theater machen, aber ich war schon mal bei einem Kurs, da waren so viele Mädchen.“ Oder aber: „Nee, also bei Mädchen, da traue ich mich dann auch nicht, irgendwie meine, meine Gefühle zu zeigen oder sonst was.“ Das sagen sie dann auch ganz ehrlich. Nicht direkt am Anfang, aber nach dem ersten Tag oder später kommt das dann. Und am Ende sagen sie: „Ja, war doch voll geil ohne Mädchen.“ Auf der anderen Seite höre ich auch von Leuten, die sich nicht anmelden: „Ich habe mich nicht angemeldet, weil es sind ja keine Mädchen dabei.“ Also, es gibt beides, und es hat ganz viel mit Mut zu tun. Mut, Emotion zu zeigen, Mut, sich zu öffnen. Und den Mut haben sie viel eher, das ist zumindest meine Erfahrung, wenn sie in einer homogenen Gruppe arbeiten. Sie haben mehr Mut, sich zu öffnen, mehr Mut, etwas auszuprobieren, aus sich herauszuholen und etwas von sich und vielleicht von ihrem Inneren zu zeigen. Da ist meiner Ansicht nach der Mut in einer homogenen Gruppe größer. Auch wenn das in einer geschlechtsgemischten Gruppe ebenfalls möglich ist, fällt es hier leichter.

Moderator: Also muss man eine kulturelle Errungenschaft wie die Koedukation dann auch wieder infrage stellen?

Diskussionsteilnehmerin: Ich bin Sozialpädagogin. Ich bin nicht alleine gekommen. Wir werden in Langenfeld an einer Hauptschule im Rahmen des offenen Ganztags oder des Ganztags ein Theaterprojekt starten. Das heißt also extern von Schule. Genau das, was Sie eben erzählt haben, werden wir machen. Wir sind aber zwei Frauen, und unsere Frage ist: Wenn wir die Gruppen teilen, also Mädchen- und Jungengruppe, ist es wichtig, dass die Leitungsperson für die Jungengruppe auch männlich ist? Passieren dann andere dynamische Strukturen oder Gruppenprozesse?

Jens Niemeier: Also, ich bin davon überzeugt, dass, wenn man eine reine Jungengruppe hat, man es als Mann einfacher hat, die Jungen zu erreichen. Das liegt aber auch wieder ganz individuell an der Gruppe. Ich habe es auch schon erlebt, das wurde auch gerade in der Statistik nochmal kurz angedeutet, dass in einer Gruppe, in

der viele Jugendliche mit Migrationshintergrund sind, diese eben ein Problem damit haben, wenn eine Frau den Kurs leitet. Und auch wenn die Frau vielleicht die Einzige ist, die die ganzen Übungen kennt, lassen die sich das nicht so schnell sagen. Das ist meine Erfahrung. Es kann sein, dass Statistiken etwas anderes sagen, aber ich habe schon Anrufe von Bekannten bekommen, eben von Frauen, die gesagt haben: „Wir haben nur noch eine Frau und sonst nur Männer in der Gruppe.“ Auch bei Angeboten, die vielleicht nicht freiwillig waren, sondern im Rahmen eines Schulprojektes stattfanden, haben sie gesagt: „Ich gehe da total unter in der Gruppe. Die machen nicht, was ich will.“ Und in dem Moment bin ich eingesprungen und habe gesagt: „Okay, ich versuche, das mal zu leiten.“ Und es hat ganz gut funktioniert. Das kann natürlich auch an der persönlichen Art liegen, das anzuleiten, das kann an der Gruppe liegen, aber ich glaube, dass man es ein bisschen einfacher hat. Aber generalisieren würde ich es nicht.

Diskussionsteilnehmerin: Ich würde das gerne aus meiner Erfahrung generalisieren. Das muss ein Mann machen. Ein Ersatz kann eine Frau sein, aber wenn ein Mann zur Verfügung steht, ist es sehr viel idealer. Deswegen meine konkrete Frage an Sie, weil Josef Riederle ja schon sagte, Marketing ist ganz wichtig. Ich finde, Ihr Marketing hier ist sehr gut gelungen. Meine Frage an Sie: Kommen Sie auch nach Wuppertal? Und haben Sie auch einen Flyer? *(Lachen und Applaus im Publikum)*

Jens Niemeier: Also, ich, ich komme auch woanders hin, das ist überhaupt kein Problem. Wenn es Bedarf und eine Anfrage gibt, können wir gerne nachher noch darüber reden oder nach dem Vortrag.

Diskussionsteilnehmer: Wenn Mädchen in der Anwesenheit von Jungen da sind, dann haben diese so etwas wie ein Präservativ drüber, dann verhalten sie sich anders. Wenn Jungen unter Jungen sind, dann passiert das, was Josef Riederle beschrieben hat: Sie sind unterschiedlich. Sobald eine Frau, ein Mädchen den Raum betritt, in der Gruppe ist, verhalten sich die Jungen anders. Deswegen läuft es in vielen Punkten mit der Konversation einfach schief, wenn das nicht thematisiert, nicht geklärt ist. Die Tendenz wäre, immer erst geschlechtshomogen arbeiten, dann schauen, korrelativ arbeiten und dann reflektieren. Ich finde, das gehört dazu, aber es ist wirklich klar – das sage ich aufgrund von 15, 20 Jahren Erfahrung –, sobald eine Frau in einer Jungengruppe, in einer Männergruppe ist, sind sie anders. Die Frauen sind anders und die Männer sind anders. Sie sind nicht mehr so, wie es beschrieben worden ist, dass es Schüchterne

gibt, Stärke, Machos. Sie verhalten sich einfach anders. Und das muss ich wissen und akzeptieren, und mit dem Wissen muss ich dann umgehen.

Moderator: Ist das auch für die Beteiligten in den Strukturen neu, dass man das jetzt auch als etwas fast Fortschrittliches sieht, wenn man so herangeht? Es klingt ja erst einmal ein bisschen rückwärtsgewandt.

Diskussionsteilnehmer: Ja, scheinbar rückwärtsgewandt. Als ich in meiner Organisation, bei der ich arbeite, gesagt habe: „Wir wollen Jungenarbeit machen. Ich möchte gerne eine Ausbildung machen, wo nur Jungen dabei sind“, haben die gesagt: „Ja, hast du eine Macke? Wir wollen doch zusammen leben. Also müssen wir das auch zusammen machen.“ Die Vorstellung war völlig fremd und absurd. Also, ich muss im Bereich des Sports eine Ausbildung für Übungsleiter nur mit Jungs machen. Und das hat jetzt 15 Jahre gedauert, und jetzt gibt es so etwas, dass sich geöffnet wird, dass man sagen kann: „Es ist auch in Ordnung.“ Es ist also *auch* in Ordnung, mit Jungs zu arbeiten. Es ist *auch* in Ordnung, mit Mädchen zu arbeiten, es ist selbstverständlich auch in Ordnung, gemischt zu arbeiten. Aber einmal zu überlegen und zu spüren, an welchem Punkt muss ich eigentlich sein. Und so war das Projekt mit dem Theater ja sicherlich auch. Es war eine Idee, es hat reagiert, plötzlich hat Jens Niemeier gemerkt: „Ja, da kriege ich ja ein Arbeitsfeld raus. Und schon kann ich damit arbeiten.“ Deswegen auch meine Frage, ob Sie Jungen mögen. Das wird dann einfach deutlicher. So habe ich das selbst auch erlebt. Ich dachte da dann so an mein erstes Männertreffen und denke: „Was sind das für Männer?“ So Schönlinge. Im normalen Leben hätte ich gesagt: „Oh weia! Abstand. Will ich nichts mit zu tun haben.“ Aber in diesem Kontext war das ein ganz anderes Ding. Da konnte ich dann sagen: „Aha, ein schöner Mann, und was machst du so?“ Man konnte ganz anders in Kontakt treten. Und ich glaube, bei Jungs ist das nicht anders.

Ein weiterer Diskussionsteilnehmer: Ich bin von der LAG Arbeit, Bildung, Kultur. Ich kann das nicht so ganz unwidersprochen stehen lassen. Ich habe selbst 25 oder 30 Jahre erlebnispädagogische Angebote gemacht, und ich war auch selbst immer davon überzeugt, dass geschlechtsspezifische Arbeit sehr große Vorteile hat. Hat sie ohne Zweifel. Aber wenn Gruppen im Prinzip schon ihre Rollen und auch die Positionen der einzelnen Mitglieder zueinander definiert haben – und ich habe vorwiegend mit jungen Erwachsenen gearbeitet, nicht unbedingt mit pubertierenden Jungen und Mädchen – dann kann man ohne Weiteres auch sagen, dass die Gruppe für jeden Einzelnen den

Raum bietet, den er braucht, um sich entsprechend zu entwickeln und auch die Lernfortschritte zu machen, die er machen möchte. Ich denke, der entscheidende Punkt ist hier tatsächlich: Habe ich eine Gruppe, die sich erst neu konstituieren muss, wo die ganze Fragestellung, welche Position oder Rolle ich innerhalb dieser Gruppe einnehmen werde, geklärt werden muss, oder habe ich eine Gruppe, wo dieser Prozess zur Zufriedenheit der Mitglieder bereits geklärt ist? Ich gehe also jetzt nicht unbedingt von Gruppen aus, in denen irgendwelche Rivalitäten laufen. Dann kann ich auch mit geschlechtsgemischten Gruppen durchaus diese Ausbildungserfolge erreichen, die ich ansonsten mit geschlechtshomogenen Gruppen habe.

Ein weiterer Diskussionsteilnehmer: Nach meiner Erfahrung ist es so, dass es sehr gut möglich ist, wenn Frauen auch mit Jungen arbeiten, das passiert nämlich im Alltag in der Pädagogik sowieso ständig und überall. Ich würde mich auch nicht davon in irgendeiner Form entmutigen lassen. Der Punkt ist eher, dass wir erkennen müssen, was in verschiedenen Konstellationen passiert. Es ist nicht das Gleiche, ob eine Jungengruppe von einer Frau oder von einem Mann angeleitet wird. Die Jungs haben, wenn sie einen Kollegen vor sich sehen, der eine ganze Vielfalt von Mann-Sein und eine Nahbarkeit präsentiert, vielleicht ein Erlebnis, das sie sonst mit Männern gar nicht gehabt haben. Damit können sie eine ganze Menge anfangen. Sie können aber auch eine ganze Menge damit anfangen, wenn sie eine Frau vor sich haben, die mit ihnen entsprechend arbeitet. Es ist einfach so, dass es unterschiedliche Erfahrungen gibt. Idealerweise suche ich mir das Setting aus, mit dem ich arbeite, aber manchmal bin ich auch von Rahmenbedingungen abhängig. Ich würde mich auf gar keinen Fall entmutigen lassen, aber mir sehr wohl dessen bewusst werden, was möglicherweise passiert. Und dass es natürlich auch Geschlechterhierarchien gibt, die tragen und die auch zum Tragen kommen in unterschiedlichen Konstellationen. Und die haben etwas mit Teamstrukturen zu tun und mit gemischten Gruppen oder geschlechtshomogenen Gruppen. Und sich darüber auseinanderzusetzen und sich auszutauschen halte ich für ganz wichtig. Aber man sollte nicht sozusagen eine No-Way-Haltung einnehmen, nach dem Motto: „Ich hab jetzt ja keinen Mann und dann kann man das ja nicht machen.“ Das wäre eine fatale Äußerung an dieser Stelle. Aber umso wichtiger ist durchaus auch die Suche nach Männern, die sich den Jungs stellen, das ist für die Jungs wichtig.

Moderator: Schließen wir die Runde hier, wir bedanken uns bei Jens Niemeier.

Ergänzende Interviews

Durchgeführt und dokumentiert durch die
LAG Arbeit, Bildung und Kultur



EDWARD FREEDMANN

(FREISCHAFFENDER KÜNSTLER UND LEHRER)



Ich habe eigentlich mein ganzes Leben lang nur mit Jugendlichen gearbeitet.

4 Irgendjemand hat gesagt: Der Fortschritt einer Zivilisation wird daran gemessen, wie sie mit den Trieben ihrer pubertierenden jungen Männer umgeht. In den so genannten primitiven Gesellschaften gibt es richtige Einweihungsrituale für den Übergang zur Männlichkeit, bei denen die Jugendlichen etwas durchstehen müssen, um quasi ihre Identität zu festigen. Das fehlt unserer Gesellschaft gewaltig. Es ist wirklich etwas anderes, wenn ich 14 Jahre alt bin und drei Tage in der Wildnis allein überleben muss.

Ich denke, Frauen haben in der Pubertät ebenfalls starke Energien, die kanalisiert werden wollen, gehen aber anders damit um. Dabei können Mädchen manchmal noch fieser sein als Jungen, nur ist dies für die Gesellschaft vielleicht nicht ganz so offensichtlich — nicht ganz so gefährlich. Bei Mädchen finden kleine Sticheleien oft hinter dem Rücken der anderen statt, bei Jungen äußert sich das offensichtlicher.

Die Jungens raufen miteinander, bis man eine gewisse Rangordnung hat, und dann ist Ruhe. Ein Junge hat Zoff mit einem anderen, dann gibt es eine kurze Schlägerei, eine blutige Nase und dann können sie feste Kumpel fürs Leben werden. Nachher. Aber ob das wirklich grundlegende Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen sind, weiß ich nicht. Die Form der Äußerung ist erst einmal eine andere.

In der Kunst sieht man, dass ästhetische Schönheit

eher ein Anliegen von Mädchen ist.

Jungen zeigen genauso viel Gefühlsausdruck wie Mädchen, nur manchmal grober, mit mehr Power, ungehobelt, aber mit Kraft und Auseinandersetzung, nur nicht so, dass man ein Bild anguckt und denkt: Ha, ist das schön! Sondern eher: Oh, das ist interessant! Natürlich ist das individuell sehr verschieden und manchmal völlig umgekehrt, aber als allgemeine Tendenz könnte man so etwas sagen.

Für mich ist es so, dass in einem Kunstwerk Dissonanz und Auseinandersetzung sein müssen, eine dynamische Spannung zwischen entgegengesetzten Elementen. Wenn alles schön ist, fehlt jegliche Spannung. Und im Grunde ist es genau das, was Jugendliche nicht aushalten können. Die brauchen eben die Kontraste.

Wenn alles gleich ist, ist das zum Einschlafen. Aber wenn alles ganz verschieden ist, zum Beispiel, wenn ein Wesen von einem ganz anderen Sonnensystem käme, dessen biologische Basis Stickstoff ist statt Kohlenstoff, und wir hätten überhaupt keine Basis zum Kommunizieren, dann ist da überhaupt nichts. Wenn zwei Formen und zwei Farben so verschieden sind, dass sie gar nicht miteinander reden können, dann ist da gar nichts. Und irgendwo dazwischen, zwischen dieser perfekten Harmonie und diesem totalen Chaos, irgendwo dazwischen liegt die Kunst.

Es kommt sehr darauf an, welchen Stellenwert Kunst gesellschaftlich hat. In der Kunst zeigt man Gefühle.

Im Allgemeinen wird gesagt, dass Männer keine Gefühle zeigen sollen, denn dann ist man verwundbar, dann ist man nicht stark genug. Vielleicht wirkt Kunst deshalb auf manche Jungen suspekt. Beim Theater ist es auch für Jungen interessant, wie sie zu ihren Gefühlen stehen. Dort gibt es einen gewissen Schutz zwischen der Individualität und dem, was präsentiert wird. Das erlaubt vielleicht ein bisschen mehr Freiheit. Das ist noch anders, als wenn ich ein Bild male, denn als Maler kann ich mich noch verstecken.

Aber wenn ich auf der Bühne stehe und mich präsentieren muss, das ist wirklich ein gewaltiges Stück.

Ich glaube, van Gogh hat gesagt, dass die Malerei nur ein Ersatz ist, die richtige schöpferische Tat wäre es, eine Frau zu finden und eine Familie zu gründen.

Vielleicht hängt für Männer das Interesse an Kunst damit zusammen, dass Frauen die Möglichkeit haben, mit dem Gebären die schöpferische Kraft zu leben, und Männer nicht unmittelbar, ein bisschen aus zweiter Hand.

Kunst hat für Jugendliche heute vielfach den Stellenwert eines Entertainments, das dazu dienen soll, Jugendliche darauf vorzubereiten, sich den ernsthaften Dingen des Lebens besser widmen zu können. Eigentlich muss es umgekehrt sein. Die höchsten Fähigkeiten des Menschseins auf der Erde haben mit schöpferischen Fähigkeiten zu tun. Im schöpferischen Tun erlebt man einen tiefen Frieden, und ich denke, das ist der Grund, warum man sich schlecht vorstellen kann, dass zum Beispiel ein Geiger Gewalt ausübt.

Jungen in der Pubertät sind so unbeholfen und tollpatschig. Sie wissen nicht wohin. Sie sind dem Wirken ihrer Hormone hilflos ausgeliefert. Das ist so oft gesagt worden, dass es fast kitschig klingt. Aber in der künstlerischen Arbeit mit Jugendlichen geht es nicht um ein Produkt, es geht um einen Prozess. Und das wahre Kunstwerk ist nicht punktuell, ist nicht ein Zustand, es ist ein Weg. Es ist ein Gehen, und das Kunstwerk bin ich selbst. Da sind die Spuren, die den

Prozess, den ich durchgemacht habe, zeigen. Wenn Jugendliche eine Aufgabe bekommen, z. B. Ruhe und Bewegung zu malen, bekommen sie einen Rahmen, wo großer Platz für Individualität nicht vorhanden ist, aber verlangt wird, denn sie müssen zwei Elemente so hinstellen, dass sie sich gegenseitig ergänzen und nicht gegenseitig erschlagen.

In dieser Spannung der Gegensätze entstehen mächtige Auseinandersetzungen, und das nicht nur in der Malerei.

Noch ein Beispiel: In der 9. Klasse merkt man, dass die Kinder nur schwarz und weiß denken. Entweder ist etwas ganz, ganz toll oder ganz doof. In der 9. Klasse zeichnen wir ohne Farben. Die Auseinandersetzung mit den Farben, die quasi die Emotionen symbolisieren, halten wir zurück und arbeiten nur mit Schwarz, Weiß und Grauabstufungen. Die Kinder lernen Grauabstufungen wahrzunehmen. Dies verhilft vielleicht zu einer feineren und differenzierteren Denkweise. Leider scheint es heute so zu sein, dass man ein Nichts ist, wenn man nicht eine eindeutige Meinung hat. Ich muss überhaupt nicht wissen, wo es langgeht, Hauptsache ich habe eine Meinung. Man wird nie Präsident der Vereinigten Staaten, wenn man sagen würde: „Wenn ich darüber nachdenke, kann man das so oder so sehen!“.

„Es kommt sehr darauf an, welchen Stellenwert Kunst gesellschaftlich hat. In der Kunst zeigt man Gefühle. Im Allgemeinen wird gesagt, dass Männer keine Gefühle zeigen sollen. Vielleicht wirkt Kunst deshalb auf manche Jungen suspekt.“



KARL-HEINZ SCHARPEY

(SCHULORGANISATION / THEATERPÄDAGOGIK)



Persönlich würde ich gar nicht so einen Unterschied machen zwischen Mädchen und Kunst und Jungen und Kunst. Ich würde immer erst darüber nachdenken, ob etwas für einen Menschen wichtig ist, und den geschlechtsbezogenen Aspekt primär nicht für so wichtig halten.

Es gibt altersbezogene Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen im Umgang mit Kunst. In der achten Klasse zum Beispiel sind viele Jungen auf der Bühne tatsächlich noch kleine Jungs, während die Mädchen schon recht gestanden ihre Rollen spielen. Manche Jungen sind auch schon im Stimmbruch, für den sie sich manchmal ein bisschen schämen. Szenen, in denen es einen engeren Kontakt zwischen den Geschlechtern gibt, Liebeszenen zum Beispiel, spielen Mädchen in dem Alter relativ locker, und für Jungen ist dies oft eine Überwindung. Bis zur elften Klasse ist dieser Unterschied meist aufgeholt.

Allerdings ist es in jeder Altersgruppe für Mädchen selbstverständlich, auch in Jungenrollen zu schlüpfen, aber für Jungen ist es schwierig, ernsthaft Mädchenrollen zu spielen. Es scheint für die Jungen peinlich zu sein, während es für ein Mädchen nicht peinlich ist, in eine Männerrolle zu schlüpfen.

Dieser Begriff der Peinlichkeit ist beim Theaterspiel nicht unwichtig, denn vermutlich rührt jede Art von Lampenfieber ein bisschen von der Angst, sich vor dem Publikum zu blamieren. Für Jungen scheint die Angst davor, dass die Klassenkameraden sie zum Beispiel als homosexuell bezeichnen würden, wenn

sie eine Mädchenrolle spielen, größer zu sein. Vielleicht liegt es daran, dass gesellschaftlich die Verkörperung einer Männerrolle eher positiv belegt ist.

Ich meine zu beobachten, dass zum Beispiel in Diskussionsrunden, in denen Frauen für Frauenrechte eintreten, diese oftmals ein männliches Bild auf die Frauen übertragen und immer voller Bewunderung davon sprechen, wenn Frauen rigide sind und hart durchgreifen, Merkmale, die man früher immer mit männlichem Verhalten gleichgesetzt hat. Eher selten werden Frauen dafür gelobt, sich besonders mütterlich oder weich verhalten zu haben.

Wenn Jungen im Theater Gefühle spielen müssen, fällt es vielen leichter, Wut, Zorn und Angriff darzustellen, als Verzweiflung und Trauer, Gefühle, die mit „Weichheit“ assoziiert werden. Gerade für türkische Jungen ist es teilweise schwer, Gefühle auf der Bühne zu zeigen. Besonders wenn die ganze Familie im Publikum sitzt, möchten sie gerne cool sein. Generell ist dieser Unterschied nach der Pubertät meiner Meinung nach wieder eher eine Frage des Individuums als des Geschlechts.

Allerdings gibt es noch einen Unterschied in der Rollenauswahl bis zum Zeitpunkt nach der Pubertät: Mädchen wollen gerne Rollen, in denen sie schöne Kleider tragen können, egal wie langweilig die Rolle sonst ist.

Außerdem hatte ich manchmal den Eindruck, dass Mädchen mit härteren Bandagen darum kämpfen,

eine gute Rolle zu bekommen, vielleicht auch kämpfen müssen, weil in Theaterstücken meist für 20 Mädchen drei interessante Rollen da sind und für 20 Jungs zehn interessante Rollen.

In der elften Klasse habe ich die Erfahrung gemacht, dass es hilfreich war, die Gruppe bei Improvisationen nach Geschlechtern zu trennen. Die Jungen konnten in der homogenen Gruppe einfacher Gefühle zeigen und auch mal ganz verrückte Improvisationen ausprobieren.

Obwohl schauspielerisches Können in der Gemeinschaft anerkannt wird, gibt es ein unterschiedliches offenes Interesse von Jungen und Mädchen am Theater. Bis zur fünften, sechsten Klasse legen die Kinder einfach los und wollen alles Gehörte oder Gelesene spielerisch erfahren. Jungs, die ab der Pubertät wirklich freiwillig, gerne und viel Theater spielen, sind selten. Vielleicht liegt dies daran, dass Jungen in der Pubertät eher Probleme damit haben, ihre Rolle als Mann zu finden. Es gibt viele Familien, in denen ein männliches Vorbild fehlt, und vielleicht brauchen Jungen daher ein bisschen mehr Schutz und müssen sich etwas mehr verstecken. Welchen Weg Jungen suchen um sich kulturell zu äußern, ist im Grunde egal, auf jeden Fall helfen eine Empfänglichkeit für Ästhetik und die Entwicklung kreativer Möglichkeiten Jugendlichen, Erfahrungen zu verarbeiten.

Das Theaterspiel hat den Vorteil, dass jeder sich mit Rollen beschäftigen muss und durch diese

Auseinandersetzung mit einer oder mehreren Rollen ein Transfer auf gesellschaftliche Rollen geschieht. Das Einüben einer Rolle und des gesellschaftlichen Status, in dem sich die Rolle bewegt, führt auch zu einer Reflexion gesellschaftlicher Hierarchien.

„Wenn Jungen im Theater Gefühle spielen müssen, fällt es vielen leichter, Wut, Zorn und Angriff darzustellen, als Verzweiflung und Trauer, Gefühle, die mit „Weichheit“ assoziiert werden.“



FRANK DE VRIES

(LEHRER FÜR KUNSTGESCHICHTE UND DEUTSCH / KUNSTSCHAFFENDER)



Mein Erfahrungshorizont setzt sich hauptsächlich aus dem Bereich der Kunstgeschichte und den Erfahrungen, die ich als Klassenbetreuer gemacht habe, zusammen.

Nicht nur im Hinblick auf die Kunst habe ich den Eindruck bekommen, dass Mädchen es leichter haben, Dinge in Worte zu fassen als Jungen. Jedoch kann ich qualitativ keinen Unterschied feststellen, sondern nur den, dass es den Mädchen vielleicht etwas schneller gelingt, sich verbal zu äußern.

Mädchen kommt der künstlerische Ausdruck sehr entgegen und sie bringen sich gerne ein. Eine künstlerische Vorlage wird von Mädchen oft genau reproduziert. Jungen wandeln eine solche Vorlage eher ab. Sie arbeiten nicht so sehr rezeptiv, sondern öfter kreativ. Jungen wollen die Dinge selbst verarbeiten und sind großzügiger mit Bildvorlagen. Jungen entwickeln oft von selbst etwas Eigenständiges aus einer Vorlage heraus.

Analog dazu hat es mich im Bereich Musik große Mühe gekostet, Mädchen zu drei Takten Improvisation anzuregen. Auch dies ist mit Jungen einfacher.

Mädchen haben ein ganz starkes ästhetisches Empfinden, das sieht man auch, wenn es um Gestaltung geht, zum Beispiel Heftgestaltung. Bei Texten legen Mädchen Wert darauf, dass der Text auch ästhetisch ansprechend ist. Bei Jungen ist es nicht unbedingt so, dass sie dies nicht könnten, aber sie legen keinen besonderen Wert darauf, nach

außen hin Ästhetik zu präsentieren, sie wollen sich nicht outen. Jungen wollen weniger etwas „Schönes“ nach außen bringen als ein bestimmtes Anliegen kommunizieren. Dieses Anliegen kann auch durch Graffiti an Häuserwänden ausgedrückt werden und ist immer auch eine Suche nach Identifikation und Anerkennung, zum Beispiel in der Gruppe.

Beim Thema Kunstgeschichte geben wir den Schülern den Auftrag, ein Bild in Originaltechnik und -größe zu kopieren. Die spannende Frage ist, wer wählt welchen Maler aus und in welchem Bezug steht das Bild zum Jugendlichen.

Und man merkt, dass bestimmte Maler für Jungen ansprechender sind als für Mädchen.

Zum Beispiel würde der schwedische Maler Carl Larsson, der viel Kinder und Blumengärten gemalt hat, wahrscheinlich immer von einem Mädchen gewählt. Ebenso das Bild „Blaues Pferdchen“ von Franz Marc. Mädchen wählen gerne Bilder von Impressionisten und Jungen gerne strukturelle Bilder wie Kandinsky oder sozialkritische wie die von Hopper oder, was auch sehr interessant ist, Werke von Magritte, der Identitätsbilder gemalt hat, zum Beispiel das, auf dem ein Mann in den Spiegel schaut und sich selbst von hinten sieht. Anhand dieses Bildes stellt sich Jugendlichen die Frage: „Wenn ich in den Spiegel gucke, wer bin ich?“, und sie beginnen über ihre eigene Identität zu reflektieren.

Die unterschiedliche Auswahl der Maler lässt bestimmte innere Saiten anklingen. Das heißt, die

Jungen wünschen sich vermutlich einen anderen Anklang als Mädchen. Die Mädchen suchen sich Bilder, die vielleicht mehr Harmonie ausdrücken, und die Jungen suchen sich Bilder, die mehr Struktur zeigen. Doch die Frage nach dem Ich beschäftigt in der Pubertät Jungen wie Mädchen gleichermaßen, und wenn ich in der 10.Klasse Poetik unterrichte, schreiben Jungen wie Mädchen schöne, poetische Texte, die ihre eigene Seele widerspiegeln.

Die Frage ist: Was heißt ästhetisch? Vielleicht könnte man sagen, dass Mädchen eher im harmonisch-schönen Bereich tätig sind und Jungen eher bereit sind, Neues zu entwickeln.

In der Adoleszenz verstecken Jungen sich mehr, was schon an ihrer Kleidung sichtbar wird, zum Beispiel an Kapuzenjacken oder Käppis. Ich merke immer wieder, die Jungen brauchen ihre Mütze, ihren Schutz. Erst in der elften, zwölften Klasse kommen die Jungen wieder aus sich heraus. Bei den Mädchen ist das schon wesentlich früher der Fall. Wenn man Jungen in ihrer Entwicklung sieht, dann ist ganz deutlich, dass diese in einem Innenbereich stattfindet, der nach außen einen gewissen Schutzraum braucht. In dieser Zeit ergänzen sich Jungen und Mädchen: Die Mädchen provozieren die Jungen, mehr aus sich herauszugehen, die Jungen bringen den Pep in die Gruppe.

Im sozialen Bereich sind Jungen teilweise einfacher im Umgang als Mädchen. Beim Theaterspiel etwa haben sich Jungen nach zwei, drei Minuten über die Verteilung der Hauptrollen geeinigt, bei den Mädchen gibt es da oft sehr viel Streit. Manche Mädchen schauen sich danach ein Jahr nicht mehr an. Bei allen praktischen Arbeiten, die zu tun sind, muss ich zu einer Gruppe Jungen zum Beispiel nur sagen: „Kommt, Männer, wir müssen die Tische noch von einem in den anderen Raum bringen.“ Das klappt bei Jungen mit einer kumpelhaft - sozialen Selbstverständlichkeit. Mädchen haben sich in dieser Zeit oft schon wesentlich stärker individualisiert. Bei Jungen gibt es ein soziales Miteinander, das oft von großer gegenseitiger Anerkennung bestimmt ist und im Umgang mit Jungen sehr viel Freude bringt.

„Jungen wollen weniger etwas „Schönes“ nach außen bringen als ein bestimmtes Anliegen kommunizieren.“



RUDOLF PREUSS

(DOZENT UNIVERSITÄT DORTMUND / GESAMTSCHULLEHRER / KÜNSTLER)



10

Die momentane Debatte über Benachteiligung von Jungen ist überhaupt nicht neu, sondern es ist eine Debatte aus den sechziger und den siebziger Jahren, in denen man sagte, dass Jungen auf vorhandene Institutionen und Machstrukturen anders als Mädchen reagieren. Mädchen passen sich eher an und Jungs reagieren aufgeregter und suchen sich Auswege. Aus diesem Ansatz heraus, die Debatte über Jungen zu einer Debatte über Institutionen zu führen, hat die Kunstpädagogik ihren Blickwinkel im Wesentlichen auf die Veränderung der Institution gerichtet und nicht auf eine Anpassung von Unterrichtsinhalten an Geschlechtsspezifität. Die Idee war, durch Demokratisierung der Institution Schule die Strukturen von Jungen und Mädchen aufzubrechen. Das war die Zeit der visuellen Kommunikation. Emanzipation der Visualität ist eine wichtige Grundeigenschaft, die eigentlich jeder Mensch erlernen sollte, man muss sehen lernen, wie man schreiben lernt. Es ist nicht automatisch gegeben, sehen und dekodieren zu können. In dieser Zeit wurde eine gesellschaftliche Demokratisierung mit einer gesellschaftlichen Partizipation an visuellen Prozessen verbunden.

Gerade in den englischsprachigen Ländern hat diese Debatte über Jungen den Zungenschlag „Der Feminismus ist schuld an der Benachteiligung der Jungen.“ Doch diese Behauptung vernachlässigt die grundsätzliche Feststellung, dass es Hauptwiderspruch der zwischen der Institution Schule und den Schülern besteht. Dieser aus der Studentenbewegung kommender Denkansatz, der sich, in der visuellen

Kommunikation niedergeschlagen hat, sah eine einheitliche Beschulung vor.

Der Druck aus der Praxis ist groß, weil tatsächlich jeder Kunstlehrer und jede Kunstlehrerin die permanente Erfahrung machen, je älter die Kinder sind und sich die Geschlechts-spezifität ausprägt, desto mehr Misserfolge gibt es mit der einen oder anderen Unterrichtseinheit.

Im Kunstunterricht gibt es folgendes Phänomen: Du hast die Kinder, die kommen zeichnend aus der Grundschule, zeichnen spontan im fünften, sechsten Schuljahr, und plötzlich, im siebten, achten, neunten Schuljahr hören sie auf zu zeichnen. Dies ist ein Phänomen, das überwiegend bei Jungen auftritt. Dieses Phänomen ist bekannt, doch es kann zum Beispiel durch eine mediale Konstruktion überbrückt werden. Indem man Jungen an den Rechner setzt und sie dort arbeiten lässt, kann die Lust am Zeichnen erhalten bleiben. Dies löst jedoch nicht das grundsätzliche Problem: Warum hört in der Pubertät die Zeichenlust in der Schule auf?

Es ist eine Frage des Maßstabs für künstlerischen Ausdruck. Ein Graffiti zum Beispiel gilt innerhalb einer bestimmten Peer Group und diese Peer Group ist nicht die Schule. Der Maßstab in der Schule wurde ganz häufig von Eltern vorgegeben, von Kindergärtnerinnen und Grundschullehrern weitertransportiert und beinhaltet die möglichst genaue Annäherung an naturalistisches Zeichnen. Und dieser Maßstab des

naturalistischen Zeichnens trifft in der Pubertät auf eine immer größere Schere der, zwischen Selbstreflexion und der Fremdwahrnehmung. Die Jugendlichen erfahren, dass sie selber überhaupt nicht in der Lage sind, den Anforderungen, die sie verinnerlicht haben und die sie an sich selber stellen, nachzukommen.

Hier gibt es einen ganz gravierenden Unterschied zwischen Jungen und Mädchen. Ich habe meine Klasse Fünf-Minuten-Portraits von den Lehrern zeichnen lassen und dafür gab es dann einen Euro. Das machten in allererster Linie die Jungs, die mehr Mut und Spontaneität dafür hatten als Mädchen. Auf der anderen Seite unterrichtete ich Mädchen, die aus dem Kopf naturgetreu Pferde malen konnten. Das ist ein anderer Umgang mit der Erfassung von Wirklichkeit und vor allen Dingen ein anderer Umgang mit den vermeintlichen Ansprüchen, die existieren. Mädchen setzen sich stundenlang hin und üben, malen Bilder ab, Jungen ab einem gewissen Alter nicht mehr, sie machen die Erfahrung, dass sie etwas spontan nicht können und lassen es. Dieser Einbruch in der Pubertät ist von der Kunstwissenschaft relativ gut erforscht. Man kann dabei nicht sagen, dass Jungs nicht kontinuierlich arbeiten würden. Ich beschreibe hier das Phänomen nur unter dem Blickwinkel der Zeichnungsfähigkeit.

Jungen in der Pubertät sind noch nicht so auf eine Sache fixiert. Die bauen zum Beispiel gerne. Sobald man von der Zeichnen-Malen-Ebene weggeht und Dinge erkundet, bei denen mehr experimentell gearbeitet wird, ist dies typische Aufgabenstellung für Jungen. Auch perspektivisches Zeichnen wird von Mädchen eher nicht gemocht. Bei einer Übung in der Oberstufe bekam die Klasse folgende Aufgabenstellung: Es gab eine Din-A-0-Pappe, drei Pinsel und Farben. Die Pinsel durften nicht ausgewaschen werden, es durfte nicht vorgezeichnet werden. Ich habe heulende Mädchen da sitzen gehabt. Da kollidierte die Aufgabe mit dem Anspruch an sich selbst.

Man sagt ja häufig, dass Frauen sich selber gegenüber

kritischer gegenüberstehen als wir Männer. Wir machen häufig die äußeren Umstände für irgendwas verantwortlich und sagen: Die Maschine funktioniert nicht. Und wir sagen nicht: Ich kann das nicht. Sondern wir sagen erstmal: Die Maschine ist Mist. Und diese Sozialisation zeigt sich im bildnerischen Gestalten auch. Der Perfektionismus, den Mädchen und auch junge Frauen an ihre eigenen Kunstwerke setzen, ist überwiegend sehr viel größer als der von Jungen.

Die Jungen kompensieren körperlich und ich glaube, dass das sich eben auch auf die Art und Weise, wie sie sich ausdrücken auswirkt. Kinder zeichnen nicht das, was sie sehen. Kinder zeichnen das, was sie fühlen

„Kinder zeichnen nicht das, was sie sehen. Kinder zeichnen das, was sie fühlen oder wissen.“

oder wissen. Sie wissen, wie ein Baum aussieht und sie zeichnen ihr inneres Bild von ihrem Baum. Gerade im Kunstunterricht werden ganz viele innere Bilder nach außen gebracht. Kunst hat sogar eine Ebene der Erfahrung von Wirklichkeit, die die Intensität der Wirklichkeitserfahrung steigert. Wenn ich zum Beispiel ein Portrait zeichne, bin ich gezwungen, genau zu beobachten und beim genauen Schauen, verlangsamt sich der Wahrnehmungsprozess. Dadurch entsteht eine Intensivierung der Wahrnehmung.

Wenn sich Jungs für eine Sache interessieren, dann bleiben sie auch dabei und sind oft konsequenter als Mädchen. Jungen fragen auch weniger nach, ob die Aufgabe zur Zufriedenheit gelöst ist, sondern sie knallen dir das hin, nach dem Motto „Friss`oder stirb“. Und dann wollen sie gerne etwas Neues anfangen. Dieser schnellere Rhythmus ist vielleicht sozialbiologisch bedingt, aber er wird auch zunehmend gesellschaftlich gefordert. Dazu kommt noch die zunehmende Perfektion der Visualität durch die Digitalisierung von Bilderwelten. Dies führt das zu einer ungeheuren Standardisierung von Bildern im Kopf. Das Fernsehen trägt das Seinige zur

Standardisierung von Bilderwelten bei. Man kann Harry Potter nicht mehr anders denken als er jetzt gedacht ist. Und dafür gibt es ganz viele Beispiele, das ist ein gravierender Unterschied zu unserer Jugend. Das Fernsehen ist erst in den Sechzigern als großes Medium in Europa eingeführt worden. Und die erste Satellitenverbindung gab es 1964. Vorher war die Verbreitung von Bildern überhaupt nicht mal denkbar.

Das Schaffen einer eigenen Welt ist ein Phänomen, was meiner Ansicht nach, mehr bei Jungen auftritt als bei Mädchen. Mädchen sind mehr an der Aufgabe orientiert, weil sie den Lehrer als Beurteilungsinstanz sehen und der sie dann zuarbeiten und Jungen sind häufig in ihren Tagträumen gefangen. Und daraus erklärt sich meiner Ansicht nach auch, warum Jungs eher Computerspiele spielen, weil das eine eigene Welt ist, in der sie ihre Vorstellungen definieren, und zum Teil auch ein Gegenpart zur Erwachsenenwelt. Das ist zumindest, die Illusion, der diese Generation nachhängt.

In jedem Kind steckt ein ungeheures Bedürfnis, die eigene Welterfahrung zu visualisieren. Ich kenne Kinder, die produzieren derartige Massen an Kunst, dass es unglaublich ist. Das hat mit dem Verarbeitungsprozess der Verlangsamung zu tun, der stattfindet, wenn du anfängst, ästhetische Produkte herzustellen. Damit bringst du dich selber einen so genannten ästhetischen Zustand. Ähnlich dem Joggen, bei dem irgendwann die Endorphinausschüttung stattfindet. Das ist der Flow und den gibt es beim Malen und Zeichnen eben auch. Ein Glückszustand, in dem du in der Lage bist, alles um dich herum auszublenden.

Nach der Pubertät ist es nicht mehr so ausgeprägt, dass die Kinder so in sich versinken, weil sie ihrer Wirkung nach außen bewusster sind. Mädchen achten noch stärker auf die Außenwirkung und die Beurteilung durch andere, als Jungen. An dieser Stelle muss man die Institution reflektieren. Die Kinder wissen, dass sie in der Schule beurteilt werden.

Beim Theaterspiel habe ich beobachtet, dass sowohl Jungen als auch Mädchen liebend gerne Theater spielen. Allerdings gibt es unterschiedliche Schwierigkeiten auf der Bühne: Jungen sind schüchtern auf der Bühne, weil sie meinen, sie können sich nicht entsprechend artikulieren, haben aber kein Problem in der Darstellung ihres Körpers. Dieses Problem der Artikulation haben die meisten jungen Frauen nicht. Aber, sie genießen sich, ihrem Körper auf der Bühne zu zeigen.

Die Kinder konstruieren sich in ihrer Entwicklung ihre Welt permanent neu. In sozialen Brennpunkten ist eher ein Rollenklischeeverhalten zu beobachten, ansonsten gibt es nur graduelle Unterschiede zu Kindern in anderen Schulen. Du hast halt mehr Rabauken und Mädchen, die nur schön sein wollen. Die Breite der Interessenlage ist sehr stark abhängig von dem sozialen Gefälle und von dem sozialen Hintergrund, meiner Ansicht nach. In sozialen Brennpunkten ist die Breite der Interessenslage relativ eng und die Einengung auf gesellschaftliche Stereotypen spielt eine Rolle. Die Erfahrung von unterschiedlichen Weltansichten ist nicht so gegeben.

Wenn ich mit meinen Eltern immer nur da sitze und fernsehe, erfolgt die Verarbeitung gesellschaftlichen Klischees nicht mit den Eltern, sondern reproduziert sich über den Fernseher. Die Beschäftigung mit Kunst ist in sozialen Brennpunkten äußerst gering. Gerade Kinder aus sozialen Brennpunkten bleiben in sehr starkem Maße in ihren bekannten Zusammenhängen. Von daher ist also die Welterfahrung nicht so breit gefächert und diese Kinder gehen natürlich nicht ins Museum. Aber auch die Kinder der Mittelschichten gehen ganz wenig ins Museum. Daher hat Kunstunterricht eigentlich einen falschen Namen, ich würde ihn Kunst- und Bildunterricht nennen. Kunst ist ein Gegenstand der Beschäftigung, der sehr viel Möglichkeiten für Kinder eröffnet. Kunstunterricht sollte sich zunehmend mit allen Bildwelten beschäftigen, zum Beispiel mit denen der Computerspiele, des Fernsehens, um Kinder dort abzuholen, wo sie sich in ihrem Alltag bewegen.

„Das Schaffen einer eigenen Welt ist ein Phänomen, das meiner Ansicht nach häufiger bei Jungen auftritt als bei Mädchen.“

13



JENS NIEMEIER

(THEATERPÄDAGOGE)



Dass ich nur für Jungen Theaterkurse anbiete, hat sich durch einen Zufall ergeben, denn ich habe festgestellt, dass es eher wenig Jungen in Theaterkursen gibt, und wollte gerade diese stärker ansprechen. Es hat sich gezeigt, dass Jungentheaterkurse sehr gut ankommen und mindestens genauso viel Spaß machen wie die Arbeit mit gemischtgeschlechtlichen Gruppen, denn mit Jungen zu arbeiten hat eine eigene Dynamik.

14

Dadurch, dass Jungen sich den anderen gegenüber beweisen und ihre Stellung in der Gruppe verbessern wollen, können schnell Konflikte auftreten. Motivation und Teamwork sind daher zwei wichtige Schlagwörter in der theaterpädagogischen Arbeit mit Jungen. Wenn man einmal ein Team formiert hat, dann arbeiten sie sehr konzentriert und können gut aus sich herauskommen. In reinen Jungengruppen ist auch die Teambildung homogener.

Speziell bei der Arbeit mit Emotionen, die bei der schauspielerischen Arbeit geschult werden, probieren Jungen sich in homogenen Gruppen mehr aus. Es hat viel mit Mut zu tun, sich zu trauen, Gefühlsausdrücke zu proben. Wenn die Gruppe einmal den Mut gefasst hat, an Gefühlsausdrücken arbeiten zu wollen, wird eher darum gestritten, wer als Erster etwas ausprobieren darf, als darum, wer zuerst „muss“.

Schüchterne Teilnehmer verweigern häufig die Mitarbeit oder versuchen sich, gerade zu Beginn eines Kurses, innerhalb der Gruppe zu verstecken. Im Laufe der Arbeit bemerken sie, dass es auch Spaß

machen kann, aus sich herauszu- kommen, und steigen dann voll mit ein.

Oft wird dies auch in dem Feedback von Eltern deutlich. Zum Beispiel spielte ein Junge auf der Bühne eine bewusst eingebaute Störung. Nach der Vorstellung entschuldigte sich der Vater dafür, dass sein Sohn gestört hätte. Der Junge hatte also seine Rolle so gut gespielt, dass der Vater sie nicht als solche erkannte. Der Vater fiel aus allen Wolken, als ich erzählte, dass das Teil der Rolle gewesen ist, besonders weil sein Sohn sehr schüchtern war. Inzwischen hat dieser Junge viele weitere Theaterkurse besucht und stand schon oft auf der Bühne.

Das Medium Theater scheint nicht viel Interesse bei Jungen hervorzurufen. Viele Jugendclubs an Theatern werden zu einem Großteil von Mädchen besucht. Daher kann man es schon als Erfolg werten, wenn sie einen Kurs belegen und anschließend sagen, dass es ihnen sehr gefallen hat und sie auch in Zukunft an solchen Kursen teilnehmen wollen.

Ich selber habe mit 17 Jahren angefangen, Theater zu spielen. Zuerst war es ein Kurs, bei dem man das ganze Wochenende lang eine Rolle spielen sollte. Jede Figur hatte eine eigene Geschichte. Über das Wochenende passierten Morde innerhalb der Gruppe und gemeinsam wurde dann gegen Ende der Mörder enttarnt, ähnlich wie bei Cluedo. Daraufhin bekam ich Lust, mehr Theater zu machen, und kam so zum Improvisationstheater, einer Theaterform, bei der

spontan auf Zuruf des Publikums Szenen entwickelt werden. Ich war eher ein sehr zurückhaltender und schüchterner Jugendlicher. Aber in einer Rolle brauchte ich das ja nicht zu sein und konnte andere Facetten ausprobieren. Und natürlich habe ich bemerkt, dass das wahnsinnig viel Spaß macht. Durch das Theaterspielen und besonders durch Improvisationstheater habe ich mein Selbstbewusstsein sehr gesteigert.

Beim Improvisationstheater kann man feststellen, was die Teilnehmer gerne einmal ausprobieren möchten. Zum Beispiel probieren sich Jungen gern als Helden aus: Von „Superman“ über Fußballstars oder Sänger bis hin zu mittel-alterlichen Helden habe ich schon viele verschiedene Rollen gesehen. Auf der Bühne können sie die Helden sein. Sie können in dieser Rolle direkt agieren und spielen ihren Helden nicht virtuell an einem Computer oder schauen sich ihre Helden nur im Fernsehen an. Ich glaube, dass das einen großen Reiz für Jungen ausmacht.

Teilweise kann man beim Improvisationstheater auch bewusst spezielle Effekte hervorrufen. Zum Beispiel beim Status-Paternoster, bei dem

man zunächst eine Person mit einem sehr hohen oder sehr niedrigen Status spielt (König oder Bettler) und im Laufe des Spiels den Status wechselt. Dadurch werden unterschiedliche gesellschaftliche Status deutlich und die Jungen denken über ihren und den Status der anderen innerhalb der Gruppe nach. Vielen ist der Begriff „Status“ neu. Wenn sie sich damit beschäftigen, verbessern sich ihre Eigenwahrnehmung und die Wahrnehmung der Gruppe.

Ich habe bis vor kurzem ein halbjähriges Projekt geleitet, bei dem wir mit so genannten „bildungsfernen“ Jugendlichen arbeiteten. Diese hatten häufig einen sozial schwachen Hintergrund und die Gewaltbereitschaft untereinander war sehr

hoch. Auch die kulturellen Unterschiede spielten dabei eine Rolle, und gerade die Jungen wollten ihren Standpunkt verteidigen und begegneten sich mit Intoleranz und Aggressivität. An vielen Teilnehmern war zu beobachten, dass sich im Laufe des Projektes etwas veränderte. Sie waren toleranter und gingen respektvoller miteinander um. Es haben auch Eltern gesagt, ihr Sohn sei fröhlicher und ginge lieber zur Schule oder zur Ausbildung als zuvor.

Meiner Meinung nach finden Jugendliche, besonders jene, die Haupt- oder Förderschulen besuchen, in den Projekten einen neuen Sinn, eine neue Perspektive. Es wird Ihnen häufig suggeriert, sie hätten kaum Zukunftsperspektiven, und daher mangelt es ihnen oft an Selbstbewusstsein. Dann nehmen sie an einen größeren Projekt teil, für das sie ihre Freizeit opfern müssen, und stellen fest, dass es Spaß macht und dass sie etwas erreichen können. Es macht ihnen Spaß, mit anderen Jugendlichen, die nicht so sind wie

„Jungen können sich beim Theater nicht nur physisch, sondern auch psychisch bewegen. Durch die zweifache Realität - auf der Bühne und im wahren Leben - haben sie eine bessere Sicht auf sich und auf andere.“

sie selbst, Theater zu spielen. Dieses Erreichen von etwas und die Präsentation der Arbeit vor Publikum fördern das Selbstbewusstsein dieser Jugendlichen besonders.

Jungen können sich beim Theater nicht nur physisch, sondern auch psychisch bewegen. Durch die zweifache Realität - auf der Bühne und im wahren Leben - haben sie eine bessere Sicht auf sich und auf andere.

Theaterpädagogische Arbeit hat viel mit Wahrnehmung zu tun, mit der eigenen Wahrnehmung und der Fremdwahrnehmung. Und das ist auch einer der Faktoren, der Jungen besonders schult. Sie reflektieren sich in ihrer gespielten Rolle, um

diese zu verbessern, und damit verbessern sie ihre Selbstreflexion während sie sich in ihrer normalen Umgebung aufhalten.

Ich glaube, in reinen Jungengruppen kann man konzentrierter arbeiten, weil die Probleme, mit denen sich Jungen in bestimmten Altersgruppen beschäftigen, erst einmal sehr ähnlich sind.

Theaterpädagogische Übungen und Spiele habe ich bei der Arbeit mit Jungen häufig so umgeformt, dass die Gruppe nur gemeinsam etwas erreicht, um Konkurrenzverhalten zu vermeiden. Speziell beim Improvisationstheater ist die Gruppe immer nur so gut, wie sich die Einzelnen gegenseitig unterstützen.



PROGRAMM



Stehkaffe ab 9 Uhr

Kongressbeginn um 9.30 Uhr

Begrüßung durch

Jürgen Schattmann, MGFFI

Michael Meurer, LAG Jungenarbeit

Dieter Damm, LAG Arbeit Bildung Kultur

Thomas Koch, Moderator

Josef Riederle Vor der Energie sein

Gunter Neubauer Jungen als Künstler: Kulturelle Produktionen von Jungen zwischen Selbstbezug, Konsum und Pädagogik

Kaffeepause gegen 11 Uhr

Dr. Anette Textor Jungen - Sorgenkinder oder Sieger

Selbstwahrnehmung, Beziehungsgestaltung, Freizeit und Schule 1994 und 2006

Rudolf Preuss Kleine Jungs keine Kunst - große Jungs große Kunst?

Josef Riederle Vater-Hunger

Mittagspause ab 13 Uhr

Josef Riederle Jungen Pol-position

Jens Niemeier Jungen machen immer Theater!

Ghandi Chahine Musik und männliche Identität

Kleine Kaffeepause

Josef Riederle Wo bitte geht's nach Männlichkeit?

Andreas von Hören Der projizierte Held. Videoproduktion mit Jungen

Ende gegen 17.15 Uhr

Nach jeden Vortrag besteht die Möglichkeit zur Diskussion
Durch den Kongress führt Sie Thomas Koch, WDR5

HERAUSGEBER:



LAG

Arbeit Bildung Kultur NRW e.V.

Eislebener Str. 11

44892 Bochum

Tel: 0234/28 60 41

Fax: 0234/28 65 26

E-Mail: info@arbeit-bildung-kultur.de

www.arbeit-bildung-kultur.de



LAG

Fachstelle Jungenarbeit in NRW

Huckarder Straße 12

44147 Dortmund

Tel: 0231/534 21 74

Fax: 0231/534 21 75

E-Mail: info@lagjungengarbeit.de

www.lagjungengarbeit.de

in Kooperation mit



Stadt Dortmund
Kulturbehörde



gefördert durch

Ministerium für Generationen,
Familie, Frauen und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen

